

## Besprechungen

KLAUS BRANDSTÄTTER, **Tirol und das späte Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze**, hg. von Julia Hörmann-Thurn und Taxis und Gustav Pfeifer (Schlern-Schriften 375), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2021. ISBN 978-3-7030-6561-3, 502 S.

Der Band vereinigt grundlegende Aufsätze zur spätmittelalterlichen Geschichte Tirols des Innsbrucker Historikers Klaus Brandstätter, der 2014 viel zu früh verstorben ist. Die beiden Herausgeber haben dabei die sechzigste Wiederkehr seines Geburtstags zum Anlass genommen, die verschiedenen und zum Teil sehr verstreut erschienenen Schriften in kompakter Form zugänglich zu machen. Nach einer kurzen Einführung, die Leben und Werk Brandstätters würdigt (S. 9–11), eröffnet der Band mit dem grundlegenden Aufsatz: „*Tyrol, die herrliche, gefürstete grafschafft ist von uralten zeiten gebaissen und auch so geschrieben ...*“ *Zur Geschichte des Begriffs Tirol* (S. 13–27), einem Beitrag, der völlig zu Recht an die Spitze des Bandes gerückt wurde und der für alle, die sich mit der Tiroler Geschichte beschäftigen, Pflichtlektüre sein sollte. Brandstätter setzt sich darin mit der Geschichte des Begriffs Tirol auseinander, der auf vorrömisch *Tirales/-is* zurückgeht. Es stecke in ihm dieselbe Wurzel wie lateinisch *terra*, also Gebiet oder Boden, ein ursprünglicher Geländename. Er habe nachweislich seit dem 12. Jahrhundert das heutige (Dorf) Tirol und auch die benachbarte Burg bezeichnet, deren Besitzer, die Grafen von Tirol, sich danach benannten. Des Weiteren geht es um die Entwicklung vom Beinamen einer Grafenfamilie zum Namen eines Landes. Eine wichtige Rolle, so Brandstätter, spielten dabei die sehr einflussreichen Bezeichnungen *Land im Gebirge* und *Land an der Etsch und im Inntal*. Die Bezeichnungen seien ab etwa 1335 parallel zur Bezeichnung *Grafschafft Tirol* (nachweisbar seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert) aufgekommen. Darüber hinaus beschäftigt sich Brandstätter mit dem Antagonismus der Begriffe *Tirol* und *Land an der Etsch*. Er verbindet dabei auf eine höchst geschickte Weise seine Befunde mit der (vergleichsweise späten) Ausbildung eines Tiroler Landesbewusstseins. Das erscheint vor dem Hintergrund vergleichbarer Studien ganz besonders interessant (vgl. nur Matthias Werner [Hg.], *Spätmittelalterliches Landesbewusstsein in Deutschland, Ostfildern* 2005). Brandstätter erklärt den Befund vor allem damit, dass sich das unter Meinhard II. geschaffene Land aus verschiedenen, namentlich im Etschtal und Inntal gelegenen Gebieten zusammengesetzt hätte und sich im 14. Jahrhundert schon nach kurzer Zeit mehrere Dynastien abgelöst hätten. Hinzuge treten seien noch Faktoren wie die hin und wieder zu belegende spezielle Bestellung von Amtsleuten für das Inntal sowie schließlich die Ausbildung von teils eigenen Behörden für den nördlichen und südlichen Landesteil im 15. Jahrhundert (S. 21). Erst von der Tiroler Linie der Habsburger seien im Laufe des 16. Jahrhunderts entsprechende Impulse ausgegangen, wodurch die Entstehung eines Landesbewusstseins entschieden gefördert worden sei.

Dem einleitenden Aufsatz folgen zwei große Themenblöcke: *Stadt, Wirtschaft und Gesellschaft* und *Herrschaft und Adel*. Der Radius des ersten Themenblocks ist denkbar weit gespannt: Es geht um *Die bürgerliche Oberschicht in Bozen* (S. 31–73), *Die Salbücher für die Gerichte Kitzbühel und Rattenberg (1415/16) als agrargeschichtliche Quelle* (S. 75–94), um *Aktionsradius und wirtschaftliche Orientierung städtischer Eliten in Tirol im späten Mittelalter* (S. 95–107), um *Städtische Maßnahmen zur Verkehrsorganisation im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Der Anteil der Städte an der Erschließung der Alpenübergänge* (S. 109–135), um *Haller Geschlechterbücher des 15. und 16. Jahrhunderts* (S. 137–144), um *Antijüdische Ritualmordvorwürfe in Trient und Tirol. Neuere Forschungen zu Simon von Trient und Andreas von Rinn* (S. 145–177), um *Die oberitalienische Stadt und ihr Territorium im späten Mittelalter* (S. 179–196) und um *Maßnahmen zur Sicherung der Holzversorgung in der frühen Tiroler Montanindustrie* (S. 197–215).

Es erscheint kaum möglich, die reichhaltigen Ergebnisse dieses Teils der Aufsätze im Rahmen einer kurzen Würdigung in adäquater Form zusammenzufassen. Hinzuweisen ist jedoch darauf, dass der stadtgeschichtlich ganz besonders grundlegende Aufsatz über die bürgerliche Oberschicht in Bozen, der im Grunde eine Prosopographie der städtischen Elite repräsentiert, auf überzeugende Weise herausarbeitet, dass eine Spitzengruppe innerhalb der Bozner bürgerlichen Oberschicht sich offenbar durch ihre Tätigkeit und ihr Standesbewusstsein nicht allzu stark von der untersten Adelschicht unterschied. Wie in anderen Städten lasse sich auch in Bozen das Phänomen der engen Verbindung zwischen stadtherrlicher Ministerialität und gehobenen Bürgertum finden (S. 73).

Einen besonderen Hinweis verdient in meinen Augen auch der Aufsatz über Maßnahmen zur Sicherung der Holzversorgung in der frühen Tiroler Montanindustrie, der, zum Zeitpunkt seiner Abfassung 2012 seiner Zeit weit voraus, auf die Bedeutung der Tiroler Waldordnungen (die älteste stammt von 1492) hinweist und der, mit wichtigen Quantifizierungen, auf Holzverbrauch und das Problem der Holzknappheit ebenso aufmerksam macht wie auf – bereits im 15. Jahrhundert einsetzende – Diskussionen um den Rückgang des Waldes (S. 209–215). Gerade die letzten Abschnitte kann man angesichts der zahlreichen aktuellen Probleme nur mit großer Bewunderung für das Gespür Brandstätters für dieses wichtige Thema lesen.

Der zweite Teil des Bandes steht unter dem Oberbegriff *Herrschaft und Adel*. Es geht dabei zunächst um *Die Beziehungen zwischen Tirol und Trient im späten Mittelalter* (S. 219–243), um *Herzog Friedrich IV. und die Eroberung der Valsugana* (S. 245–277), um *Gaudenz von Matsch in der Historiographie* (S. 279–306), um *Straßenhoheit und Straßenzwang im hohen und späten Mittelalter* (S. 307–329), um *Das Privilegium maius und Herzog Friedrich IV.* (S. 331–344), um *die Reichskirche zwischen Nord und Süd: die habsburgische Politik gegenüber Brixen und Trient* (S. 345–361), um *Markgraf Bernhard von Baden gegen Herzog Friedrich IV. von Österreich: Der Streit um die Einkünfte aus der Herrschaft Hohenberg (1408)* (S. 363–378), um *Die Einnahme der Burg Peutelstein* (S. 391–410), um *Lokale Verwaltung und habsburgische Kirchenpolitik in Tirol (14.–16. Jahrhundert)* (S. 411–436) und um *die Kommunikation der Habsburger mit den Vorlanden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (437–454). Dankenswerterweise beigegeben ist diesem Themenblock auch noch einmal Brandstätters umfangreicher Artikel *Tirol im Handbuch der Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich* (hg. von Werner Paravicini / bearb. von Jan Hirschbiegel u. a.), eine

souveräne Bilanz, die in der Fülle ihrer Kenntnisse und der Ausgewogenheit ihrer Wertungen kaum zu überbieten sein dürfte.

Auch bezogen auf diesen zweiten Themenblock des Bandes fällt es schwer, einen Beitrag speziell hervorzuheben. Dennoch sei hier auf den (aus einem Vortrag hervorgegangenen) Aufsatz über die Beziehungen zwischen Tirol und Trient besonders hingewiesen. Brandstätter geht darin (völlig zu Recht) von einer Vielfalt von Berührungspunkten auf allen Ebenen aus, wichtig erscheinen ihm vor allem auch jene wirtschaftlicher Natur. Betont wird auch die Ausdehnung des Trienter Sprengels bis weit nach Norden hin. Als entscheidend für die spätere Entwicklung Tirols bewertet Brandstätter die Übertragung der Vogtei und aller Lehen der Trienter Kirche an Meinhard II. 1256 durch den Bischof von Brixen, eine Übertragung, die bald schon als Kuriosum gelten konnte. Der Autor geht der Frage nach, wie es Meinhard gelang, durch eine große Zahl an Erwerbungen den Grundstein für das Land Tirol zu legen. Prononciert wird betont, dass nach Meinhard II. eine grundlegende Verschiebung der politischen Gewichtung nicht mehr möglich gewesen sei. Bald sei die Erinnerung an die einstige Lehensabhängigkeit von Trient geschwunden und die neue Grafschaft nur mehr als Reichslehen behandelt worden. *De jure*, so Brandstätter, blieb das Hochstift Trient weiterhin ein Reichsfürstentum, und auch *de facto* war es im Spätmittelalter selbstverständlich noch kein Teil der Grafschaft Tirol.

Der stattliche, repräsentative Band, der einem verdienten Kollegen nicht nur ein eindrucksvolles Denkmal stiftet, sondern mit dem der Erforschung Tirols im Mittelalter insgesamt ein unverzichtbares Arbeitsinstrument an die Hand gegeben wird, wird beschlossen durch eine elfseitige Bibliographie von Klaus Brandstätter sowie ein Register, das Orte und geographische Begriffe sowie Personen erfasst. Der Band lässt Klaus Brandstätter als einen außergewöhnlich vielseitigen, problembewussten und perspektivenreichen Historiker deutlich vor Augen treten. Zum wichtigsten Kennzeichen seiner Studien, deren Bedeutung weit über die Tiroler Geschichte im engeren Sinne hinausreicht, gehört nicht zuletzt ihre Schnörkellosigkeit, ihre Klarheit. Brandstätters Gedanken und Ideen werden auch aufgrund der Lesbarkeit seiner Aufsätze wohl noch lange diskutiert werden.

JÖRG SCHWARZ, Innsbruck

URSULA STAMPFER / CLAUDIA SCHRETTNER-PICKER, **Die mittelalterlichen Handschriften in der Bibliothek des Augustiner Chorherrenstiftes Neustift.** Unter Mitarbeit von Petra Ausserlechner, Giulia Gabrielli, Patrik Kennel, Gabriela Kompatscher Gufler, Walter Neuhauser, Anna Pinter, Susanne Rischpler, Maria Stieglecker, Lav Šubarić (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Denkschriften 529 = Veröffentlichungen zum Schrift- und Buchwesen des Mittelalters IV, 9), Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2021. ISBN 978-3-7001-8625-0, 473 S., Tabellen und Schwarzweißabb.

Bis ins 18. Jahrhundert gab es kaum schriftliche Quellen zum Bestand der reichen Neustifter Handschriftensammlung des Augustiner Chorherrenstiftes, obwohl es sich dabei um die bedeutendste Klosterbibliothek Tirols seit dem Mittelalter handelt. Der vorliegende Handschriftenkatalog schließt nun diese Lücke und unterzieht erstmals

die mittelalterlichen Handschriften in der Bibliothek des Augustiner Chorherrenstiftes Neustift einer systematischen wissenschaftlichen Erschließung.

Der Band ist in zwei große Teile gegliedert. Der erste Teil beinhaltet eine ausführliche Hinführung zum Thema, während der zweite Teil die Handschriften im Fokus hat. Zu Beginn bietet eine Einleitung zunächst einen historischen Überblick über die Entstehung des Klosters und die verlustreiche Entwicklung der Bibliothek. Hartmann, Propst des Augustiner Chorherrenstifts Klosterneuburg bei Wien, ließ das Kloster Neustift nach seiner 1140 erfolgten Weihe zum Bischof von Brixen errichten. Brand, Plünderung und Klosterauflösung begleiteten die Handschriftensammlung über die Jahrhunderte genauso wie Bücherzuwachs durch zunehmende wissenschaftliche Beschäftigung, die Errichtung einer stiftseigenen Hauslehranstalt oder der barock-repräsentative Neubau der Bibliotheksräumlichkeiten. Nach der Übernahme Tirols durch das Königreich Bayern 1806 und der Auflösung der tirolischen Stifte wurden auch Kunstgegenstände, darunter einige Bücher, von Neustift nach Innsbruck und vereinzelt möglicherweise nach München überstellt. Ein genaues Verzeichnis der ausgewählten Bücher fehlt leider. Erst mit der Angliederung Südtirols an Italien nach dem Ersten Weltkrieg gewann die Frage nach der Rückführung von Kulturgütern verstärkt an Bedeutung. 1929 kehrten schließlich – nach intensiven Bemühungen – rund 100 Handschriften von Innsbruck nach Neustift zurück. Vor allem diese stehen im Zentrum des vorliegenden Katalogs, neben vereinzelt anderen Handschriften und sieben weiteren Codices, die nicht nach Innsbruck gekommen waren. Insgesamt werden 92 Handschriften behandelt.

An die Darstellung der Geschichte der Stiftsbibliothek Neustift und ihres Bestandes schließt eine knappe Übersicht über den Handschriftenbestand an. Sie gibt Einblick in die ausgewählten Signaturen, Inhalte, zeitliche Verteilung, Entstehungsorte, paläographische und kodikologische Eigenschaften, sprachliche Merkmale sowie Provenienzen und Besitzeinträge. Daneben wird auch auf Besonderheiten wie Wasserzeichen, Illuminationen, Musikalien und Einbände eingegangen. Im Anhang finden sich dazu Abreibungen zur Veranschaulichung der durch Stempel, Rollen und Platten verzierten Buchdeckel.

Den Abschluss des ersten Teils bilden eine Darstellung der bisherigen, eher spärlichen Erfassung des behandelten Handschriftenbestands sowie die Erläuterung zur Methode der Erschließung und Beschreibung der Codices. Gewählt wurde dabei die arbeitsteilige Bearbeitung der einzelnen Handschriften. Ziel dahinter ist die virtuelle Zusammenführung des heute auf Innsbruck und Neustift aufgeteilten Gesamtbestands.

Der zweite Teil des Bandes ist dominiert vom umfangreichen Katalog, in welchem die Handschriften detailliert und in der Reihenfolge der Signaturen angeführt werden. Für vertiefte Informationen wird immer wieder auf die Internetplattformen *wzma* und *manuscripta* hingewiesen. Vorausgehende Verzeichnisse zu den Handschriften, den Abkürzungen und Siglen und zur abgekürzten Literatur helfen bei der Orientierung. Ein umfangreicher Anhang liefert eine Auflistung der Handschriften, die Anfang des 19. Jahrhunderts aus Neustift in die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULB) gebracht wurden und sich bis heute dort befinden. Darauf folgt eine Tabelle, die die Konkordanz der Signaturen der Stiftsbibliothek Neustift mit den Projektnummern der *Hill Monastic Manuscript Library* visualisiert. Schließlich werden Verzeichnisse zu den Heiligenfesten in den Missalen, Gradualien, Antiphonarien

und Brevieren, zu den Hymnen, Reimoffizien, Sequenzen und den bereits genannten Abbildungen der Abreibungen geboten.

Ein ausführlicher Registerteil schließt den Katalog ab. Hierin werden *Incipits*, *Incipits mundi*, die ausschließlich männlichen Verfasser samt Werktitel, Vorbesitzer, Benützer, Auftraggeber, Widmungsträger und Käufer aufgeführt. Interessanterweise taucht nur für den Codex 578, einen juristischen Text des Raphael Volgosius, im 15. Jahrhundert eine Frau als (Ver-)Käuferin auf: Helene. Weiters werden Schreiber, Schreiberverse und -sprüche sowie die Entstehungszeiten und Entstehungsorte sorgfältig aufgelistet.

Abschließend kann zusammengefasst werden, dass der umfangreiche Katalog durch die Herausgeberinnen und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter äußerst übersichtlich und zugänglich gestaltet worden ist. Eine Orientierung innerhalb der Texte und Katalogeinträge fällt leicht, wodurch schnell und mühelos diverse Informationen zur Neustifter Sammlung erschlossen werden können. Es bleibt zu hoffen, dass der Katalog zur Bibliothek des Priesterseminars in Brixen, der aus demselben Kooperationsprojekt zwischen der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen und der ULB Tirol in Innsbruck gerade entsteht, auf ebenso hohem wissenschaftlichem Niveau bald im Druck erscheinen wird.

RUTH ISSER, Salzburg

MICHAEL STOLBERG, **Gelehrte Medizin und ärztlicher Alltag in der Renaissance**, De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2021. ISBN 978-3-11-070732-8, VIII, 580 S., 16 farb. Abb.

Michael Stolberg, seit 2004 Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte der Medizin an der Universität Würzburg, widmet sich in seiner aktuellen Monografie dem ärztlichen Alltag im Zeitalter der Renaissance und stellt dabei einen bisher unbekanntem Arzt namens Georg Handsch (1529–1578) ins Zentrum seiner Untersuchung. Handsch wurde 1529 im heutigen Česka Lipa (nördlich von Prag gelegen) geboren. Sein Medizinstudium absolvierte er in Padua/Padova, seinen Dokortitel erwarb er in Ferrara. Später wirkte er als Leibarzt Erzherzog Ferdinands II. (von Tirol) in Innsbruck.

Der Verfasser erschließt mit seiner fundiert gearbeiteten Studie ein Forschungsdesiderat. Bisher war Handsch nur einschlägig arbeitenden Medizinhistorikerinnen und Medizinhistorikern bekannt, zumal er – abgesehen von einer deutschen Übersetzung eines Heilpflanzenbuches des bekannten Arztes und Botanikers Pietro Andrea Mattioli (1500/01–1577) – selbst weder publizistisch tätig noch Teil eines Korrespondenznetzwerkes war.

Der Grund, warum Stolberg Handsch zum Protagonisten seines Opus macht, ist ein bemerkenswerter: In der Österreichischen Nationalbibliothek sind fast dreißig von Handsch verfasste Handschriftenbände – manche davon mit über tausend Seiten Umfang! – überliefert, die nun von Stolberg eine lange, überfällige Würdigung erhalten. Von besonderem Interesse sind, abgesehen von geplanten, aber nie veröffentlichten Schriften oder Briefen, vor allem Handschs persönliche, auf Latein verfasste Notizbücher. Diese sind eine außergewöhnliche, höchst komplexe Quelle und

waren ausschließlich für den persönlichen Gebrauch gedacht. Auf über 4.000 inhaltvollen Seiten erhält man Einblick in Handschs Studium sowie seine spätere ärztliche Praxis.

Mit alltagsgeschichtlichen und praxeologischen Ansätzen nähert sich Stolberg dem Quellenkorpus. Sein Opus ist in drei Teile gegliedert: Der erste Teil widmet sich der zeitgenössischen ärztlichen Ausbildung. Da die Aktivitäten der medizinischen Fakultät an der Universität in Prag/Praha für fast 200 Jahre eingestellt und erst 1623 wiederaufgenommen wurden, war es Handsch nicht möglich, hier zu studieren. So zog es ihn, wie viele andere, zum Studium an die oberitalienischen Universitäten, an denen verschiedene und innovative Formen der Wissensvermittlung angewandt wurden: So hörte Handsch an der Universität Padua Vorlesungen, nahm an privaten Lehrveranstaltungen der Professoren teil und widmete sich im Selbststudium den theoretischen und praktischen Grundlagen der Medizin. Zudem war die Ausbildung am Patienten, das heißt der Unterricht am Krankenbett, in die universitäre Lehre integriert. Schließlich war die herausragende Qualität des anatomischen Unterrichts einer der Gründe, warum viele Studenten aus ganz Europa an die norditalienischen Universitäten strömten. Der erste Teil schließt mit Ausführungen über den gelehrten, humanistischen Bildungsidealen verpflichteten Habitus von Ärzten, der in der Dichtkunst, Geschichtsschreibung und Ethnographie, in Stammbüchern und Briefwechseln sowie *Loci communes* (Sammlung von bekannten Zitaten, Sentenzen und Begriffserklärungen) seinen Ausdruck fand.

Der zweite, mit knapp 200 Seiten umfangreichste Teil der Studie ist der konkreten heilkundlichen Praxis gewidmet. Das Spektrum reicht von der Krankheitslehre und Diagnostik bis hin zu den angewandten Therapien. Laut Stolberg spielte in den von ihm untersuchten Quellenbeispielen „die Vorstellung von einem Ungleichgewicht der Säfte und Qualitäten nur eine marginale Rolle“ (S. 149) im Vergleich zu anderen Konzepten und Erklärungsmodellen von Krankheiten (beispielsweise „Flüsse“, Verstopfung, Ansteckung oder äußere Krankheitsursachen). Schließlich werden die gängigen zeitgenössischen Diagnostikmethoden (wie etwa das Gespräch, die Harn-, Stuhl- und Blutbeschau, die Pulsdiagnose sowie die körperliche Untersuchung) und angewandte Therapien (reinigende Mittel, Aderlass und Schröpfen, Schwitzen, Heilbäder, Diätetik und Chirurgie) detailliert thematisiert und in der Frühen Neuzeit häufig diagnostizierte Krankheiten vorgestellt, unter anderem Fieber, Gicht, Krebs oder die Fallsucht. Stolberg schließt den Abschnitt mit dem Hinweis, dass im Rahmen der ärztlichen Praxis den empirischen Ansätzen wie beispielsweise der experimentellen Überprüfung von Arzneimitteln oder der Autopsie verstorbener Patientinnen und Patienten im Laufe des 16. Jahrhunderts eine immer größere Bedeutung zukam.

Der dritte Abschnitt des Buches setzt sich mit dem Praxisalltag des Arztes auseinander. Angesprochen werden die Aufgaben und Herausforderungen, die eine Anstellung als Stadtarzt oder als fürstlicher Leibarzt mit sich bringen konnte. Stolberg thematisiert auch die Klientel der studierten Ärzte. Ihm gelingt es zu zeigen, dass es sich bei diesen nicht, wie lange postuliert, ausschließlich um reiche, hochrangige Personen gehandelt hat, sondern dass auch Handwerker, Bauern oder Dienstpersonal den Beistand eines Arztes suchten. Wenngleich sich in Handschs Aufzeichnungen und anderen Quellen selten detaillierte Hinweise zu den Beziehungen zwischen Arzt und Patient/Patientin finden, geben genügend kürzere Textpassagen Einblicke in seinen

Umgang mit Kranken und deren Angehörigen, so etwa wie diese auf gewisse Äußerungen reagierten oder dem Arzt gegenüber selbstbewusst selbst gewählte Therapien einforderten.

Stolbergs Buch zum ärztlichen Alltag in der Renaissance beeindruckt in mehrerlei Hinsicht. Es verfügt über einen angenehm zu lesenden Sprachstil, der Leser und Leserin leichtfüßig durch das mehr als 500 Seiten umfassende Buch begleitet. Zudem gelingt es dem Autor durch den kontinuierlichen Wechsel zwischen Mikro- und Makroebene das Leben und Wirken des Arztes Georg Handsch in den frühneuzeitlichen allgemeinen Entwicklungen der ärztlichen Alltagspraxis zu verorten. Man erfährt viel Neues. Dem Würzburger Medizinhistoriker ist für die Souveränität, mit der er die Herausforderungen dieser komplexen und außergewöhnlichen Quelle sowohl inhaltlich als auch sprachlich gemeistert hat, zu gratulieren. Der beachtlichen Studie sind zahlreiche Leserinnen und Leser zu wünschen.

ELISABETH LOBENWEIN, Klagenfurt

ELENA TADDEI, **Anna Caterina Gonzaga, Erzherzogin von Österreich, Landesfürstin von Tirol und Klosterstifterin**, Tyrolia-Verlag, Innsbruck/Wien 2021. ISBN 978-3-7022-3982-4, 196 S., zahlr. Farbabb.

Zum Gedächtnis ihres 400. Todestags 2021 findet Anna Caterina Gonzaga, Erzherzogin von Österreich, Landesfürstin von Tirol und Klosterstifterin, in der vorliegenden Biografie ein umfassendes Andenken. Als zweite, nach Philippine Welser nun standesgemäße Ehefrau ihres um 37 Jahre älteren Onkels Erzherzog Ferdinand II. tritt die gebürtige Italienerin als politisch, kulturell wie religiös bedeutsame Persönlichkeit in Tirol hervor. Trotz ihres beachtlichen Einflusses auf die Erinnerungskultur der Gonzaga und der Habsburger blieb die Fürstin bisher in der Forschung eher vernachlässigt. Elena Taddei begibt sich mit ihrer Monographie auf die Spuren der Fürstentochter und bedient sich dafür des frühneuzeitlichen Konzepts des *Körpers*, das den natürlichen wie den politischen Körper umfasst. Mit diesem Werkzeug ist es Taddei möglich, Handlungsspielräume, Einflussnahmen sowie die Entscheidungsgewalt Anna Caterinas auf unterschiedlichen Ebenen herauszuarbeiten.

Die Biografie beginnt dabei mit dem *mantuanischen Familienkörper*. Dieser gewährt Einblicke in Anna Caterinas italienisch geprägte Herkunft und Verwandtschaft. Über ihre Eltern und Geschwister werden zum einen Netzwerke der Herkunftsfamilie offengelegt sowie die starke kulturelle und religiöse Einfärbung ihrer Erziehung, die später über den *frommen Leib* und den *religiösen Körper* ihren Ausdruck findet.

Mit der Heirat Anna Caterinas und Erzherzog Ferdinands II. tritt die fürstliche Tochter 1582 in den *habsburgischen Familien- und Hofkörper* über. Erzherzog Ferdinand II. ist bei diesem Übertritt sehr darauf bedacht, an seinem Hof den *tirolischen* Charakter aufrechtzuerhalten, dennoch bringt die neue Landesherrin nachhaltig Elemente italienischer Kultur und Lebensart in ihr neues Lebensumfeld. Dies materialisiert sich nicht nur in Lieferungen von Delikatessen und Kunstwerken, sondern auch in Musik und Tanz.

Mit ihrem *Frauenkörper* schenkt Anna Caterina drei Töchtern das Leben. Zwei davon erreichen das Erwachsenenalter. Der ersehnte männliche Erbe bleibt dem Erzherzogpaar zwar verwehrt, aber auch die Töchter gehen einen bedeutsamen Weg. Die jüngere, Anna, darf sich durch ihre Heirat mit Erzherzog Matthias später Kaiserin nennen, und ihre ältere Schwester Maria wählt an der Seite ihrer Mutter ein geistliches Leben.

Die Möglichkeiten, die sich Anna Caterina durch ihren *fürstlichen Körper* eröffnen, schöpft sie vor allem über eine ausgedehnte Mobilität und Patronage aus. Familienbesuche, Badereisen, Wallfahrten, dynastische Reisen mit Erzherzog Ferdinand oder als Witwe dienen neben der Befriedigung gesundheitlicher, religiöser, politischer oder emotionaler Bedürfnisse vor allem der Aktivierung und Festigung von Netzwerken. Diese Netzwerke beansprucht sie auch über ihren neuen *Familienkörper* als Oberin Anna Juliana in dem von ihr gestifteten und 1612 fertiggestellten Servitenkloster und Regelhaus.

Selbst nach Anna Caterinas Tod 1621 brachen die Kontakte zwischen Mantua und Tirol nicht ab, es kam auch danach zu funktionalem Briefwechsel und dem Austausch von Geschenken. Ihre individuelle Bedeutsamkeit erhielt schließlich 1649 mit dem Versuch, einen Seligsprechungsprozess einzuleiten, einen neuerlichen Aufschwung. Die Bitte des Stifts wurde jedoch abgelehnt. Die Monographie schließt mit einer kurzen Zusammenfassung, in der die Funktion der unterschiedlichen *Körper* und die damit zusammenhängenden Erwartungen, aber vor allem auch die hinterlassenen Spuren Anna Caterinas herausgestrichen werden.

Über die sehr transparent gemachte Quellenuntersuchung von vor allem fürstlichem Briefwechsel und Gesandtenberichten schafft es Elena Taddei, das Ziel ihrer Publikation zu erfüllen. Sie beleuchtet nachvollziehbar die Aktionsräume der frühneuzeitlichen Fürstin sowie die Erwartungen, die einem (weiblichen) *Körper* in dieser Zeit und in ihrer Stellung entgegengebracht wurden. Daneben zeigt sie deutlich auf, dass über die unterschiedlichen Rollen, die Anna Caterina *verkörpert*, beständige Netzwerke aktiviert wurden, die sich über Gabentausch und Korrespondenzen materialisieren. Das Verzeichnis der Archivalien, das Namensregister und die klare Gliederung des Inhalts stellen die wissenschaftliche Benutzbarkeit des Werks sicher. Passend ausgewählte Abbildungen illustrieren den Band und machen die Lektüre auch zu einem ästhetischen Vergnügen.

RUTH ISSER, Salzburg

HANSJÖRG RABANSER, **Der Lauterfresser. Der Hexenprozess gegen Matthäus Perger in Rodeneck und seine Rezeption** (Schlern-Schriften 370), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2018. ISBN 978-3-7030-0991-4, 433 S., 153 Farbabb.

Bis heute ist der *Lauterfresser* sagemwoben und auch Teil von Filmen und Theaterstücken. Mit seiner ausführlichen Monografie liefert Hansjörg Rabanser eine mikrogeschichtliche Detailstudie zu dem in Tirol bekannten Hexenprozess um Matthäus Perger.

Wenn ein Prozessverfahren auf 433 Seiten beschrieben wird, muss man Rabanser nur recht geben: Eine solche mikrogeschichtliche Studie zu einem einzelnen Prozess

und seiner Rezeption ist sehr wahrscheinlich einzigartig. Durch die übersichtliche Gliederung bleibt das Buch trotzdem gut fassbar. Die einführenden Kapitel liefern die Rahmenbedingungen und erklären den Prozessverlauf. Den Hinweisen auf die Quellenlage folgt die Beschreibung der historischen Rahmenbedingungen in der Grafschaft Tirol im 17. Jahrhundert. Bevor sich Rabanser dem eigentlichen Prozessverlauf widmet, werden noch das Landgericht Rodeneck und Matthäus Perger, der *Lauterfresser* selbst, beschrieben. Der namensgebende Prozess nimmt den größten Teil des Buches ein (S. 113–312) und geht auf die protokollierten Zeugenaussagen und die für Hexenprozesse typischen Themen ein: (Volks-)Magie, den Teufel, die Hexendelikte, die astronomisch-astrologischen Kenntnisse sowie Pergers Buchbesitz und die Anwendung dieser Schriften untersucht Rabanser exemplarisch. Dabei betont er, dass dieser Prozess als repräsentativ für einen üblichen Hexenprozess des 17. Jahrhunderts gelten kann. Schritt für Schritt, ähnlich einer Checkliste, werden die Quellen auf die genannten Themen abgetastet. Rabanser listet die im *Lauterfresser*-Prozess vorkommenden Beispiele auf und verdeutlicht, dass sie in anderen Prozessen ebenso vorkamen (oder vorkommen konnten). Genau das ist auch das Fazit der Monografie, dass Matthäus Perger kein Sonderfall war, sondern sein Schicksal nur sehr früh schon aufgearbeitet wurde, was ihm zu seiner Bekanntheit verhalf. Das zeigt, dass dieser Prozess ideal als Standardfall für Hexenprozesse seiner Zeit in der Region behandelt werden kann.

Der kürzere Teil des Werkes, der die Monografie weiter aus anderen mikrogeschichtlichen Fallstudien hervorhebt, behandelt die Rezeptionsgeschichte des Lauterfressers. Einerseits zeigt Rabanser die thematische Ver- und Bearbeitung eines typischen Hexenprozesses. Gerade weil es eher ein *normaler* Fall ist, ist es umso bemerkenswerter, dass auch Denkmäler, Umzüge oder Dokumentarfilme in Erinnerung an den *Lauterfresser* entstanden sind. Dazu geht der Autor auch auf die heutigen Erzählungen in Form von Sagen oder anderen Überlieferungen ein. Hier wird jedoch in Teilen zu sehr auf die fehlende historische Korrektheit hingewiesen, die Geschichtsrezeption weder vor hat noch leisten kann. Zwar wird dieser Punkt genau mit ähnlichen Argumenten an einzelnen Stellen relativiert, aber es bleibt ein zentrales Argument der Rezeptionskritik im Buch. Trotzdem hebt dieser Teil das Werk gegenüber anderen Studien hervor, denn die hier entstandene Rahmung verweist darauf, dass auch weniger spektakuläre Prozesse oder Vorgänge in der Geschichte eine größere Rolle in der Rezeption erfahren könnten, nicht nur ein Hexereiprozess, wie er hier vorliegt.

Die Gliederung ist stringent und vereinfacht die Arbeit mit dem Buch, da man Unterkapitel zu den Themengebieten direkt ansteuern kann. Somit wirkt es ähnlich einem Handbuch, denn zu einzelnen Fragestellungen kann in diesem *Musterprozess* bequem nachgeschlagen werden. Das hat allerdings auch den Nebeneffekt, dass der Prozessverlauf wie eine lange Checkliste wirkt und deswegen zäh zu lesen ist. An ein paar Stellen fehlt es etwas an Kontextualisierungen (z. B. Armut sei selbstverschuldet), und somit lesen sich manche Zuschreibungen zu pauschal, ohne dass auf die soziale Situation der Personen genauer eingegangen wird. Dies kann aber auch dadurch erklärt werden, dass sowohl die Nacherzählung von historischen Begebenheiten als auch Verweise auf Anschuldigungen oder Hinweise auf Zauber aus Gerichtsakten im Indikativ wiedergegeben werden. Hier muss sehr genau gelesen werden, um herauszufinden, was nun eine (haltlose) Anschuldigung ist und was tatsächlich passierte.

Die lückenhafte Quellenlage tut hier das Ihre dazu. In anderen Unterkapiteln (z. B. Verfahren – Zeuge – Prozesskosten) erfolgt diese Reflexion und Einordnung jedoch durchaus.

Sowohl die (idealtypische) Gliederung als auch die (teilweise fehlende) Kontextualisierung unterstreichen den Eindruck, dass das Buch ideal als genau bearbeiteter *Musterprozess* gelesen und für eigene Forschungen genutzt werden kann.

Insgesamt bietet das Werk einen detailreichen *Musterprozess*. Wer mit den Grundlagen zu den Themen Hexerei und Hexenprozess vertraut ist, findet hier eine ausführliche Fallstudie. Begriffsdefinitionen und eine Einordnung im Rahmen der gesamten Hexenprozesse erfolgen allerdings nicht oder nur rudimentär. Das will und muss das Buch jedoch auch nicht leisten.

PETER FÄRBERBÖCK, Salzburg

**Ein Fürstenleben zwischen Alltag und Aufruhr. Die französische Korrespondenz (1772–1801) des letzten Salzburger Fürsterzbischofs Hieronymus Colloredo mit seinem Bruder Gundaker. Eine historisch-kritische Edition,** bearb. von ELISABETH LOBENWEIN unter redaktioneller Mitarbeit von Clarisse S. Roche, Anna Huemer und Anne-Sophie Banakas (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte 121), Böhlau, Wien/Köln 2022. ISBN 978-3-205-21462-5, 1.198 S., 7 Abb.

Ganzen 69 geistlichen Fürstentümern setzte die Säkularisation 1803 ein jähes Ende und besiegelte damit eine Herrschaftsform mit jahrhundertelanger Tradition innerhalb des Heiligen Römischen Reichs. Trotz dieser Größenordnung sowie der signifikanten *Andersartigkeit* der geistlichen Staaten in vielerlei Hinsicht kam ihnen in der historischen Forschung lange Zeit nur wenig Aufmerksamkeit zu – einen anhaltenden Aufschwung leitete erst 2003 der Anlass des 200-jährigen Gedenkens an den Reichsdeputationshauptschluss ein. Spätestens ab diesem Zeitpunkt gab es in Salzburg verstärkte Bemühungen, eine Edition der Korrespondenz des letzten Salzburger Fürsterzbischofs Hieronymus Graf Colloredo (1732–1812, reg. 1772–1803) zu erstellen, die schließlich 2012 in der Genehmigung eines FWF-Projekts mündeten. Daraus entstand der vorliegende, beeindruckend umfangreiche Band von Elisabeth Lobenwein und ihren Mitarbeiterinnen, der zudem online im Open Access verfügbar ist (über [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)).

Die Edition umfasst 655 französischsprachige Briefe sowie 104 mehrheitlich deutschsprachige Briefbeilagen aus den Jahren 1772–1776, 1783–1784 und 1789–1801, deren Originale sich im tschechischen Staatlichen Gebietsarchiv Zámrsk befinden. Alle diese Schriftstücke wurden von Colloredo an seinen Bruder Gundaker Fürst Colloredo-Mansfeld (1731–1807) in Wien gesendet, dessen Antwortschreiben jedoch nicht erhalten sind. Um ein möglichst breites Zielpublikum anzusprechen, wurden allen französischen Schreiben Regesten in deutscher Sprache vorangestellt, die in ihrer Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Ein chronologisches Tabellenverzeichnis der Briefe und zahlreicher erschlossener *Deperdita*, ein detaillierter Anmerkungsapparat (geteilt in textkritische und Sachanmerkungen) sowie Personen-, Orts- und Sachregister erleichtern die Benutzbarkeit für Forschungsvorhaben noch weiter.

Dem Editionsteil stellt Lobenwein eine gemeinsam mit Alfred Stefan Weiß verfasste biografische Einführung voran, die im Vergleich zum Gesamtumfang des Werks überraschend knapp ausfällt, allerdings mit Verweis auf die zahlreichen Aufsätze und Beiträge, welche die beiden zu Colloredos Leben, Wirken und Umfeld bereits veröffentlicht haben. Hieronymus Graf Colloredo entstammte den hochadeligen Dynastien Colloredo und Starhemberg, die großen politischen Einfluss am kaiserlichen Hof ausübten. Seine präzise geplante geistliche Karriere gipfelte 1772 in der Wahl zum Salzburger Fürsterzbischof, bei der er sich dank der Unterstützung Josephs II. und Maria Theresias durchsetzen konnte. In der Folge machte er – wenngleich bei der Mehrheit seiner Untertaninnen und Untertanen notorisch unbeliebt – Salzburg mit seinen Reformen zu einem Zentrum der katholischen Spätaufklärung in Europa, bis er vor dem Einmarsch französischer Truppen fliehen musste. Sein Bruder Gundaker folgte indessen nach einer erfolgreichen diplomatischen Laufbahn dem verstorbenen Vater 1789 als letzter Reichsvizekanzler nach und bekleidete damit eines der höchsten Ämter im Heiligen Römischen Reich bis zu dessen Auflösung 1806. Beide Brüder verloren somit ihre Machtpositionen durch die Folgen der Koalitionskriege, die bekanntlich massive und nachhaltige Umwälzungen in der europäischen Politik und Gesellschaft auslösten.

Ebendiese Umbrüche stehen im Zentrum der Edition. Wie der Titel des Bandes impliziert, enthalten die Briefe sowohl private Informationen als auch „politisch hochbrisante Mitteilungen“ (S. 60). Bereiche wie intime Einblicke in die eigene Gesundheit und in emotionale Empfindungen, die Besprechung innerfamiliärer Angelegenheiten, die Pflege eines breiten Netzwerks und persönliche Patronage sowie eingehende Diskussionen zur Reichspolitik ziehen sich durch den gesamten Schriftverkehr. In den eher wenigen Schreiben der 1770er- und 1780er-Jahre prägen zudem Colloredos vielfältiges Reformwerk im Erzstift Salzburg sowie zahlreiche innerkirchliche Konflikte seine Berichte. Das quantitative Hauptgewicht – mit 587 von 655 Briefen – liegt in den Jahren 1789–1801, in denen die Revolutions- und Kriegsergebnisse sowie ihre Folgen den Diskurs bestimmten. Angesichts der „horeures et abominations que se sont passées à Paris“ (S. 421) vertrat Colloredo bereits zu Beginn der Ersten Koalition 1792 die Ansicht, dass sich alle europäischen Mächte dem Kampf gegen Frankreich anschließen müssten. Politisch unterstützte er das habsburgische Kaiserhaus, um das schutzlose Salzburg in dessen Gunst zu stellen, privat lehnte er den Krieg an sich jedoch ab und hoffte auf baldigen Frieden. Nicht nur die näher rückenden französischen Heere und die drohende Gefahr der Säkularisation befeuerten Colloredos Ungewissheit und Angst, auch Unruhen und Widerstand in der Salzburger Bevölkerung angesichts der Kriegsbelastungen machten ihm seinen zunehmenden Macht- und Autoritätsverlust bewusst: „On dit publiquement que je suis bien près d'être un ex-prince de Saltzbourg“ (S. 814), schrieb er 1797 mit Resignation. Als die Kampfhandlungen im Dezember 1800 bis vor die Tore der Stadt Salzburg heranrückten, trat Colloredo seine lange vorbereitete Flucht an, die schließlich in Wien endete. Dass er und sein Bruder Gundaker nun am gleichen Ort residierten, ist vermutlich der Grund für das Ende der überlieferten Korrespondenz im März 1801.

Die mit höchster Präzision und Benutzerfreundlichkeit aufbereitete Quellenedition ist von großem Wert für die Salzburger Landesgeschichte sowie für die Geschichte des Heiligen Römischen Reichs, der Habsburgermonarchie, geistlicher

Fürstentümer und anderer mitteleuropäischer Mächte in der Umbruchphase des späten 18. Jahrhunderts. Darüber hinaus bietet die thematische Vielfalt der Briefe Material für verschiedenste Fragestellungen aus Bereichen wie der Kirchen-, Adels-, Sozial-, Mentalitäts- oder Emotionsgeschichte, um nur einige zu nennen.

LUKAS FALLWICKL, Salzburg

**Il paese sospeso. La costruzione della provincia tirolese (1813–1816)**, hg. von MARCELLO BONAZZA / FRANCESCA BRUNET / FLORIAN HUBER (Monografie. Nuova serie 13), Società di Studi trentini di scienze storiche, Trento 2020. ISBN 978-88-8133-050-8, 522 S. mit Abb.

*Il Paese Sospeso* – im Buch auch als *Land in der Schwebe* bezeichnet – rückt jenen Raum ins Blickfeld, der nach dem Niedergang des napoleonischen Systems schrittweise aus dem Königreich Bayern, dem *Regno d'Italia* und Illyrien herausgelöst wurde. Im Mittelpunkt stehen das Trentino und Tirol zwischen 1814 und 1816, der Blick darüber hinaus erfasst auch Vorarlberg, Salzburg und Lombardo-Venetien.

Das, was zum modernen Kronland Tirol zusammengefügt wurde, war keine Einheit. Im Trentino dominierten Traditionen von bischöflicher Regierung und Gemeindeautonomie sowie spezielle Regelungen im Steuer- und Militärwesen. Der sich verstärkende gesamtstaatliche Integrations- und Uniformierungsdruck und dessen ökonomische und soziale Kollateralschäden wurden zum Ausgangspunkt für spätere irredentistische Entwicklungen.

Der Integration Tirols in den Gesamtstaat, die durch die prunkvolle Huldigung der Tiroler Stände in Innsbruck vor Kaiser Franz I. symbolisch inszeniert wurde, widmet sich FLORIAN HUBER. Es sollte die Nähe Tirols zu Kaiser und Reich unterstrichen werden, doch die Realität war eine andere: hohe Lebensmittelpreise, Verelendung und ständischer Widerstand gegen die aufgezwungene Landesverfassung. Im Mittelpunkt mehrerer Kapitel steht die Tätigkeit der *Central-Organisierungs-Hof-Commission* (COHC) unter Leitung von Prokop von Lazansky, die Vorschläge für die Anpassung der öffentlichen Verwaltung in den zurückgewonnenen Gebieten zu erstatten hatte. Lokale Akteure erhielten ein beschränktes Mitspracherecht, doch die Kommission wurde mit einer Unzahl von Denkschriften und Petitionen konfrontiert, deren Wünsche sie nicht erfüllen konnte, denn die Vorgaben waren strikt: Keine Mitsprache der Stände bei der Ausarbeitung der Landesverfassung und ein vom Wohlwollen des Landesfürsten abhängiger Landtag ohne Entscheidungsbefugnisse. Die Ämter von Landeshauptmann und Gouverneur wurden zusammengelegt. Huber plädiert dennoch für eine differenzierte Sichtweise, immerhin handelte es sich um die erste schriftlich niedergelegte Landesverfassung in der österreichischen Geschichte. Auch das Verhältnis zwischen den aus dem Bozner Raum stammenden *Provinzialisten* und der Wiener Zentrale bewertet er neu.

Die städtisch-ländliche Interessenskoalition lehnte zentralstaatliche Maßnahmen wie Konskription und Besteuerung ab, gefordert wurden kommunale Selbstverwaltung und die Wiederherstellung der alten ständischen Verfassung. Dafür hatte man sich 1809 und 1813 im Widerstand gegen die bayerische Herrschaft zusammengefunden.

Ihre Protagonisten waren u. a. der Andreas Hofer nahestehende *Bauernkönig* Matthias Ladurner und der Bozner Jurist Joseph von Giovanelli. Ihr Gegenspieler war seit Ende 1813 der an der Spitze der Militär- und Zivilverwaltung Tirols stehende Anton Roschmann, dessen Absetzung und Ersetzung durch Erzherzog Johann sie anstrebten – eine Forderung, die an Hochverrat grenzte. Doch Giovanelli, seit 1810 in Wien tätig und Sprecher der Tiroler Opposition, verfügte über beste Kontakte in höchste Regierungskreise und stand mit mehreren namhaften Mitgliedern der COHC in Kontakt, deren Arbeit er nachhaltig beeinflusste. Romantische Vorstellungen von einer durch die Französische Revolution zerstörten *natürlichen Ordnung* prägten sein Weltbild. Das Land Tirol – die geo-strategische *Vormauer Österreichs* – sollte auf Grundlage seiner historischen, gesellschaftlichen und räumlichen Bedingtheit konstituiert werden. Roschmann und seinem Adjutanten, dem Staatsrechtler Adam Müller, waren diese Gedanken zwar nicht fremd, doch sie waren dem Wiener Zentralismus verpflichtet, der in einer straffen Zentralisierung das einzige Mittel zur Überwindung der Komplexität der habsburgischen Territorien sah. Selbstverwaltungsorgane hätten für Roschmann zu anarchischen Verhältnissen geführt. Landtag und Landesverfassung wurde eine identitätsstiftende, folkloristische, aber keine politische Bedeutung beigemessen. Die Forderungen der *Provinzialisten* waren für Roschmann *Machinationen der Stadt Bozen* – doch die COHC und ihr Referent für Tirol, Karl von Eyberg, verteidigten Giovanelli und seine Gesinnungsgenossen gegen die Anwürfe Roschmanns. Eyberg war der Überzeugung, dass durch den Tiroler Freiheitskampf ein Rechtsanspruch auf eine ständische Verfassung entstanden war. Das ging der Wiener Politik zu weit. Huber betont in diesem Zusammenhang das Aufeinanderprallen von vormodernen historisch-organischen und modernen staatsrechtlich-nationalen Vorstellungen. Die Tiroler Partikularisten scheideten politisch, prägten aber das Selbstverständnis des Landes Tirol.

Anton Roschmann galt lange als Verräter, schreibt MARGARETH LANZINGER, da er 1813 gemeinsam mit Josef Hormayr und Erzherzog Johann im *Alpenbund* einen Aufstand vorbereitet hatte, dann aber die Pläne an den Kaiser verraten habe. Hormayr wurde inhaftiert und Erzherzog Johann bis 1832 aus Tirol verbannt – Roschmann hingegen machte Karriere. In ihrem Beitrag widmet sich Lanzinger den Gerichtsbezirken Lienz und Sillian. Sie waren ein Spezifikum, da sie nicht Bayern untergeordnet waren, sondern der Intendanz Villach-Kärnten und damit Teil Illyriens. Alles war französisch geprägt: Verwaltung, Amtsträger und das Rechtssystem, nur auf der untersten Ebene kam lokales Personal zum Einsatz. Die Verhältnisse waren extrem kleinräumig: Das benachbarte Toblach unterstand dem *Dipartimento dell'Alto Adige* und das Gericht Welsberg gehörte zum bayerischen Einflussbereich. Dies erklärt auch die Schwierigkeiten, mit denen die habsburgische Verwaltung in der Folge bei der Durchsetzung einheitlicher Verwaltungssysteme zu kämpfen hatte.

STEFANO BARBACETTO führt aus, dass die französischen Innovationen teilweise weitergeführt wurden, etwa die in der Bevölkerung äußerst unbeliebte Impfkampagne, aber versucht wurde, stärker auf die Befindlichkeiten der Menschen einzugehen. Auch die verhasste allgemeine Wehrpflicht wurde nicht abgeschafft, so NICOLA FONTANA. Die modernen Befestigungspläne Erzherzog Johanns wurden hingegen bis auf Franzensfeste nicht verwirklicht. Elemente des *Ancien Regime* wurden wiedereingeführt, aber nur als Übergangslösung. NICOLA ZINI beschreibt die Probleme bei der Regelung der Besitz- und Eigentumsrechte sowie der Steuereinhebung, die eine schnelle Einführung des Grundbuchs verhinderten. Die Restauration war also eher eine Verlegen-

heitslösung, keine gezielte Rückführung zu früheren Verhältnissen. Dies zeigt MAURO NEQUIRITO am Beispiel der Patrimonialgerichte: 1817 wurden 52 Patrimonialgerichte wieder eingeführt, aufgrund der zahlreichen staatlichen Auflagen verzichteten dann aber sukzessive bis 1844 alle Grundherren auf dieses Privileg. Diese Zeit des Übergangs und der Widersprüche analysiert FRANCESCA BRUNET anhand der Strafrechtspraxis im südlichen Tirol. 1816 wurde das neue Stadt- und Landrecht eingeführt, gleichzeitig gab es in Tirol mit der Festung Kufstein eines der härtesten Gefängnisse Europas.

Im Buch wird über viele historisch prägende Persönlichkeiten berichtet: etwa von FRANCO CAGOL über den Richter Antonio Mazzetti, der nach seinem Studium in Wien und Innsbruck im *Regno d'Italia* Karriere machte, 1813 als Generalprokurator in den österreichischen Staatsdienst zurückkehrte und seine Karriere als Präsident des Appellationsgerichts Mailand abschloss. MIRKO SALTORI beschreibt einen ähnlichen Werdegang: Filippo Consolati war unter Fürstbischof Pietro Vigilio Thun tätig und trat nach dessen Flucht in den französischen Staatsdienst ein, später wurde er wieder Hofkanzler des Bischofs und ab 1813 als Präsident des Trientiner Gerichtshof ein enger Mitarbeiter Roschmanns. Eine Berufung in den Landtag lehnte er wegen mangelnder Deutschkenntnisse ab. Consolati war ein Trientiner Patriot und vertrat über alle Regimewechsel hinweg die Interessen der Trientiner Patrizier. Von den Regierungen wurde er als fähiger Administrator geschätzt und eingesetzt.

Einer anderen Karriere widmet sich ELLINOR FORSTER: der des aus einfachen Verhältnissen stammenden Andreas Alois Dipauli. Er hatte in Innsbruck und Pavia studiert und sollte die nach eigenen Worten *anarchischen* Zustände im Tiroler Innkreis in den Griff bekommen, der bis Juni 1814 in einer territorialen *Schwebe* geblieben war, da die Abtretung an Bayern im Raum stand. Dipauli arbeitete im Auftrag Roschmanns, doch er suchte auch die Zusammenarbeit mit den Ständen, denen er eine Pufferfunktion zwischen Herrschaft und Volk beimaß. Der Biographie dreier Künstlerpersönlichkeiten zwischen der Habsburgermonarchie und Italien widmet sich ROBERTO PANCHERI: Der Trentiner Bildhauer Salvatore De Carlis ging mit einem bayerischen Stipendium nach Rom, der Maler Domenico Zeni aus Bardolino wurde zum letzten Hofmaler des Fürstbischofs und der Maler Johannes Pock war Böhme, der sich während der bayerischen Herrschaft im Trentino aufhielt und dann nach Mailand weiterzog. Kultur lieferte einen wichtigen Beitrag zur Transformation der Zivilgesellschaft, so ANTONIO CARLINI in seinem Beitrag über das Trentiner *Casino dei Nobili*. Gleichzeitig herrschte aber gerade im Trentino auch ein beachtlicher kultureller Stillstand, wie GABRIELE ZANCANELLA anhand des stagnierenden Presse- und Druckwesens ausführt.

Der Mikroperspektive des Stubaitals widmet sich MICHAEL SPAN. Einer der Teilnehmer am Aufstand von 1809, Michael Pfurtscheller, avancierte dort zum erfolgreichen Metallwarenunternehmer. Weniger erfolgreich war der Holzhändler Angelo Michele Negrelli aus Fiera di Primiero, der Vater des Planers des Suezkanals, Luigi, dessen Biographie sich UGO PISTOIA widmet. Als überzeugter Patriot wurde Negrelli aufgrund seiner Beteiligung am Tiroler Aufstand von den Franzosen deportiert. Die von ihm erhoffte Rückkehr der alten Ordnung blieb aus, er konnte sich an die neuen Verhältnisse nicht gewöhnen und scheiterte auch als Unternehmer, ohne dass dies seinen Patriotismus und seine Kaisertreue geschmälert hätte.

Die Probleme dieser Jahre waren nicht nur politischer Natur, sondern auch auf eine schwerwiegende Klimakrise zurückzuführen. Aufgrund geringer Sonnenaktivi-

tät war es von 1790 bis 1830 zu einer kleinen Eiszeit gekommen, was 1816 durch den Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora zusätzlich verschärft wurde, die Temperatur ging um 3–4 Grad zurück. Die Folge waren Missernten und eine dramatische Hungersnot. Brot wurde mit Brennesseln, Kleie und Heublumen gestreckt, Mangelerscheinungen waren weit verbreitet, die Sterblichkeit stieg in Tirol um 26 %. Staatliche Gegenstrategien gab es, abgesehen von der Förderung des Erdäpfelanbaus, keine. MICHAEL KASPER spricht von der „Urkrise“ des 19. Jahrhunderts. Sie machte auch vor religiösen Institutionen nicht Halt. SAMUEL RAMPANELLI und JESSICA REICH befassen sich mit der „langen Säkularisation“ von Ordensgemeinschaften und Bruderschaften sowie den Klösteraufhebungen. Das Schulwesen wurde im Trentino nur langsam aus seiner kirchlichen Umklammerung gelöst und modernisiert, wie QUINTO ANTONELLI beschreibt.

Mit der Konstruktion des Königreichs Lombardo-Venetien beschäftigt sich MARCO MERIGGI. Während die Mailänder Führungsschicht alten Hauptstadträumen nachhing, verweigerte Venedig die Unterordnung unter die lombardische Hauptstadt. Es konkurrierten ein *lombardischer*, ein *venetianischer* und ein *italienischer* Geist, alle widersetzten sich den Integrationsbestrebungen aus Wien. Ein anderer Sonderfall war Vorarlberg, so WOLFGANG SCHEFFKNECHT. Die einzige integrative Klammer des Landes, die Stände, waren von Josef II. entmachtet und von den Bayern aufgehoben worden, hinzu kamen die reichsunmittelbaren Städte Hohenems und Lustenau. Eine Vorarlberger Landesidentität entstand nur langsam. Der ökonomische Wandel war allerdings beeindruckend: Durch die Aufhebung der Allmenden verdrängte die Milchwirtschaft den Getreideanbau und die Investitionen der Familien Rhomberg, Hämmerle und Zumtobel in die Textilindustrie zogen Zuwanderer aus allen Teilen der Monarchie an. Völlig anders war die Situation im Land Salzburg. Das Versagen der Regierung in der Bekämpfung der Hungerkrise 1816 und die verwaltungstechnische Angliederung an Oberösterreich waren schlechte Voraussetzungen – das ehemals stolze Erzstift Salzburg wurde zu einem oberösterreichischen Verwaltungskreis degradiert, so JULIAN LAHNER.

In allen Bereichen konkurrierten Konservative und Modernisierer, Föderalisten und Zentralisten, doch die Zugänge und Konzepte waren so vielfältig wie die dahinterstehenden Interessen. Die angestrebte Konsolidierung verhinderte radikale Brüche oder eine weitgehende Restauration. Die Unsicherheit der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse blieb ein wesentliches Charakteristikum dieser Zeit.

Der zweisprachige Band – mit italienischen und deutschsprachigen Beiträgen – wird durch ausführliche Zusammenfassungen in der jeweils anderen Sprache sowie ein Personenregister abgeschlossen. Die Herausgeberin und die Herausgeber bieten einen interessanten Blick auf die komplizierte Werkstätte der Konstruktion des modernen Landes Tirol, wobei besonders das Trentino im Vordergrund steht. Vieles gilt auch für die anderen Kronländer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Die Regierung in Wien konnte administrative und legislative Grundlagen legen, doch ein über das ständische Denken hinausgehendes modernes Landesbewusstsein konnte nicht verordnet werden. Das Denken in größeren territorialen Einheiten war für die in vormodernen Verhältnissen aufgewachsenen Menschen, die stärker als heute von lokalen Lebensumständen und Denkmustern geprägt waren, eine völlig neue Erfahrung.

ANDREAS GOTTMANN, Rom

MICHAEL KASPER, **Ländliche Elite zwischen Beharrung und Wandel? Die regionale Oberschicht in Westtirol und Vorarlberg an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert**, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2019. ISBN 978-3-7030-1069-9, 217 S., zahlr. Abb.

Reinhard Koselleck (1923–2006) darf aus vielen Gründen als Klassiker der Geschichtsforschung des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Ein Aspekt seines Denkens, dessen Wichtigkeit durch die Wahl des Dissertationsthemas von Michael Kasper sichtbar wird, ist die Prägung des Begriffes *Sattelzeit* für das Jahrhundert zwischen 1750 und 1850 (S. 50), durch den die Problematik der Epochenzäsur zwischen dem sogenannten Alteuropa und der Moderne in der Periodisierungsdiskussion entschärft wird. Auch terminologische Varianten wären hier möglich: ständische Verfasstheit vs. Absolutismus oder gemeindliche Gestaltungsspielräume vs. staatliche Herrschaftsintensivierung. In Brigitte Mazohl (Innsbruck) hatte der junge Historiker, der seinen Gegenstand auf der Basis eines beeindruckenden Fundus archivalischer Quellen behandelt und durch rezente Forschungsarbeiten gekonnt kontextualisiert und theoretisch untermauert, eine für Fragen dieser Art höchst sensible Betreuerin. Durch sie wurde er außerdem zum Thema *Eliten* hingeführt, aus dem er eine auf den ersten Blick keineswegs naheliegende Facette wählte, nämlich nicht einen gesamtgesellschaftlichen, sondern einen engen lokalen und sozialen Bezugsrahmen, die, in heutigen Begriffen, ländliche Gesellschaft im westlichen Tirol und in Vorarlberg mit ihren Honoratioren vor Ort, unter Ausschluss von Adel und Geistlichkeit. Elite wird mithin zu einem relationalen Begriff. Mit Überlegungen zur Entwicklung von Wirtschaft, politischer Machtverteilung und Lebensweise der Protagonisten in der Zeit rund um die vermeintlich großen Zäsuren der theresianisch-josephinischen Reformen 1805/06 und 1814/15 dringt Kasper in Tiefenschichten historischer Prozesse vor und lehrt, dass man diese eher als fließende Übergänge denn als Abfolge punktueller Ereignisse zu verstehen hat.

Der erste, kürzere von zwei Hauptteilen bereitet in Gestalt einer Analyse der „regionale(n) Strukturbedingungen“ (Grundzüge der allgemeinen Verwaltungsgeschichte auf gesamtstaatlicher Ebene, naturräumliche Voraussetzungen, demographische Entwicklung) den Boden für das eigentliche Thema, das im zweiten, in sich fein gegliederten Großkapitel, dem Hauptteil des Buches, zur Sprache kommt, „die ländliche Oberschicht“. Am Beginn stehen zwei eher mühsame Abschnitte über die „Sozialstruktur“ und die „ökonomische Tätigkeit“, insgesamt ein Bild schwieriger Lebensverhältnisse in einem Realteilungsgebiet, das sich seit dem späteren 18. Jahrhundert zu einem Vorreiter protoindustrieller Produktion (mit Schwerpunkt im Textilbereich) entwickelte. Der Preis, den die Bewohner dafür zu zahlen hatten, war hoch, umso mehr, als die Industrialisierung auf breiter Basis lange Zeit keineswegs befürwortet wurde: extreme soziale Ungleichheit, ein steiles Gefälle zwischen einer schmalen Oberschicht (gut 10 Prozent) und einer breiten Unterschicht (über 60 Prozent).

Es hat heuristische Ursachen, dass dieses Phänomen vornehmlich ökonomisch beschreibbar ist, denn soziales und kulturelles Kapital entzieht sich unmittelbarer Messbarkeit. Gekonnt analysiert Kasper die Bedingungen, Faktoren und Erscheinungsformen des Werdegangs der Wirtschaftselite. Das methodische Instrumentarium reicht von quantifizierenden Verfahren in Gestalt zahlloser Tabellen bis zur

hermeneutisch-qualitativen Analyse von Quellen, wie teilweise (zu?) lange Zitate verdeutlichen. Klug gewählte Schwarzweißbilder untermauern die Grundaussagen in Gestalt ästhetischer Erlebnisse. Keineswegs überraschend ist der hohe Stellenwert bäuerlichen Nebenerwerbs, und nicht wirklich neu, allerdings gleichwohl anregend, weil in solcher Deutlichkeit bislang selten akzentuiert, sind auch die Ausführungen zum ländlichen Kreditwesen, das in politisch-sozialer Hinsicht einen Prozess regelrechter „Übermächtigung“ (Max Weber) zur Folge hatte – mit allen über das rein Wirtschaftliche weit hinausgehenden Folgen. Nicht zuletzt wurde dadurch die Entstehung eines sicherlich nicht gesunden Klientelsystems gefördert. Interessant auch die unterschiedliche Einstellung gegenüber dem Fortschritt in der Landwirtschaft, dem sich die aufstrebenden Schichten bereitwilliger öffneten als die Mehrheit der Kleinbauern. Zu denken gibt aber, dass jene, die sich die neuen Erkenntnisse zu eigen machten, die im Bereich zweckfreier Bildung angesiedelten Aspekte der Aufklärung noch lange nicht verinnerlicht: Hinsichtlich der allgemeinen geistig-kulturellen Deutungsmuster war die lokale Elite (richtiger: jene, die alle Weichen stellten) noch am Ende des Untersuchungszeitraums den unteren Schichten vor der eigenen Haustür näher als den weltoffenen Vertretern des städtischen Bürgertums. Zu erforschen, ob Ähnliches auch in einem Anerbengebiet in solcher Deutlichkeit zu konstatieren wäre, bleibt einer analogen Untersuchung vorbehalten, die mithin als Desiderat zu bezeichnen ist.

Seine eigentliche Stärke als Historiker stellt Michael Kasper ab dem dritten Teilkapitel unter Beweis, das Politisches im engeren Sinn in den Blick nimmt. Hier kommt die Problematik der Sattelzeit voll zum Tragen, nämlich der Gegensatz lokale Herrschaft vs. Zentralstaat. In anderer Lesart: Herrschaft von Gemeindeangehörigen über Gemeindeangehörige nach alter Tradition vs. Beherrschung von außen/oben gemäß allgemeingültigen Rationalitätskriterien, oder auch: informelle Mechanismen politischer Traditionsstiftung vs. institutionelle Voraussetzungen sogenannter Transparenz.

Mit Blick auf die Ereignisse rund um das Jahr 1809 ist man vor allem in Tirol geneigt, den alten Personenverbandsstaat zu idealisieren und den (schon im 18. Jahrhundert eingeleiteten) Prozess der „Durchstaatlichung“ (S. 51) zu bedauern: Die sogenannten *Freiheitskriege* verstanden Freiheit nicht als Kollektivsingular im Sinn von 1789, sondern meinten die *Freiheiten* der ständischen Gesellschaft, die Privilegien, von denen lokale Eliten aber auch persönlich profitieren konnten. Gekonnt ruft Kasper diese Grundzüge des *Ancien Régime* in Erinnerung, beginnend mit dem herkömmlichen Weistumsrecht, welches das Vordringen der neuen Doktrin bis in den Alltag der Menschen erschwerte/verzögerte. Folgt man seiner Analyse der Erscheinungsformen solchen Denkens im Alltag des Montafon, fühlt man sich auch als grundsätzlich aufklärungsskeptische Beobachterin, als aufklärungsskeptischer Beobachter an ein berühmtes Diktum erinnert, dessen Urheber sich nicht durch ein hohes politisches Ethos, sondern eher durch Pragmatismus und eiskaltes Kalkül ins Gedächtnis der Nachwelt eingeschrieben hat: „Lieber im Dorf der Erste als in Rom der Zweite“, soll Caesar (so oder ähnlich) gesagt haben. Will heißen: Mit Blick auf die lokalen Eliten sind die Grenzen des Untersuchungsgegenstands nicht zwischen (älterem) *Personenverbandsstaat* und (modernem) Institutionenstaat (hier, nicht auf der Fläche liegt im gegenständlichen Kontext der Akzent) zu ziehen, sondern im Inneren des Modells, das abgelöst wurde: Nicht erhabene personale Werte hatten

nach Kaspers Analyse seit jeher den ländlichen Alltag geprägt, sondern das Recht des Stärkeren, dessen Macht sich auf nichts anderes gründete als auf die Handlungsspielräume des ökonomisch Abgesicherten, dessen „Abkömmlichkeit“ (Max Weber). Mitunter zeigte sich dies, auch noch im 18. Jahrhundert, in Gestalt von Aufständen der Untertanen. Wie wäre es andernfalls zu erklären, dass die Landtagsteilnahme für den Einzelnen weniger Relevanz hatte als die Dominanz im jeweils eigenen, kleinen Netzwerk vor Ort? Keineswegs überlesen sollte man den nachdrücklichen Hinweis, dass die Bereitschaft zum Aufstand 1809, also zum Kampf für *konservative* Ideale, in den Reihen der Unterschichten, jener, für die neue Verhältnisse eigentlich wünschenswert gewesen wären, größer war als unter den Vertretern der Oberschichten, die teilweise ihren satten Wohlstand schlichtweg nicht gefährden wollten – und somit die Verständigung mit den neuen Machthabern suchten, bis hin zur Anpassung an die Auflagen des modernen Verwaltungsstaates, beispielsweise in Hinblick auf die Qualifikationsvoraussetzungen der Beamten. Wenn in dieser Gruppe nun auch eine gewisse Öffnung für die neuen Bildungsmöglichkeiten sichtbar wurde, so ist dies nicht in jedem Fall als Ausdruck des Verlangens nach geistiger Höherentwicklung oder gar Humanität (mit allen Facetten dieses Begriffs bis hin zur inneren Freiheit) zu verstehen, sondern als Tribut an das Prinzip *Wissen ist Macht*.

Ein so hartes Urteil sollte freilich über den von Kasper sehr objektiv gewürdigten Landammann Johann Josef Batlogg, gest. 1800, nicht gefällt werden, denn er steht für die (Hoffnung gebende) Chance auf sozialen Aufstieg, die tüchtige Menschen hatten, auch wenn sie nicht der wirtschaftlichen Oberschicht entstammten. Sein Nachfolger Ignaz Vonier hingegen kam aus einer Familie, in der Führungspositionen Tradition hatten, wie es seit dem Beginn des Ständewesens im Spätmittelalter der Fall gewesen war – und stand für die Versuche, sich mit neuen Machthabern einfach zu *arrangieren*. Dies war umso leichter, als die staatliche Durchdringung auf Gemeindeebene bis 1808 nicht/kaum zum Tragen kam. Selbst der in der Tiroler Historiographie recht bekannte, in Zusammenhang mit dem offenen Landtag von 1790 auch idealisierte Landrichter von Pfunds, Franz Michael Senn, war nicht so *konservativ*, wie er gern gehandelt wird.

Alles in allem gelangt Michael Kasper zu einem Ergebnis, das in gewisser Hinsicht ernüchternd ist. Es ist umso ernster zu nehmen, als man ihm, trotz des Überhangs ökonomischer Argumente bei den *harten* Fakten, keineswegs einen auch nur irgendwie klassenkämpferischen Ansatz zur Last legen kann. Dies beweist nicht zuletzt das (kurze) vierte Teilkapitel, Lebensweisen und Lebensstile der ländlichen Elite, in dem bekannte Fakten (späte Ehen, Kleinhaushalte, dörfliches Honoratiorentum) durch die Brille eines mit gesundem Kritikvermögen ausgestatteten Historikers mit sinnvoll gesetzten Akzenten ins Gedächtnis gerufen werden – und in Hinblick auf all jene Kriterien, die über die ökonomischen Aspekte hinausgehen, künftig auch in einem neuen Licht zu sehen sind. Anders gesagt: Die bäuerlichen Eliten des *Ancien Régime* hatten dem einfachen Untertanen nicht in jeder Hinsicht sehr viel voraus. Die Frage nach der Legitimation von Herrschaft wäre grundsätzlich neu zu stellen.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

KATHARINA SCHARF, **Alpen zwischen Erschließung und Naturschutz. Tourismus in Salzburg und Savoyen. 1860–1914** (Tourismus transkulturell & interdisziplinär 12), StudienVerlag, Innsbruck/Wien 2021. ISBN 978-3-7065-6013-9, 437 S., Tab., Abb.

Der Innsbrucker Studienverlag hat sich schon lange um die interdisziplinäre, im weitesten Sinne kulturwissenschaftliche Tourismusforschung des Alpenraums verdient gemacht. Die umfangliche Salzburger Dissertation der Historikerin Katharina Scharf fügt sich bestens in diese Tradition. Für die zweite Hälfte des „Langen 19. Jahrhunderts“ (die sie *Belle Époque* nennt) vergleicht sie die Entwicklungen in der seit 1816 österreichischen Region Salzburg und der erst seit 1860 französischen Region Savoyen. Bisweilen wird zudem die Zwischenkriegszeit, vereinzelt auch die jüngere Vergangenheit angesprochen und es wird ein cursorischer Blick auf den alpinen Proto- und Frühtourismus geworfen. Dabei ist die Autorin bestrebt, die Operation des Vergleichens im Sinne der Trias *Vergleich – Transfer – Verflechtung*, die als der Goldstandard sozialhistorischer Forschung gilt, methodisch und thematisch zu erweitern, um so „Erkenntnisse über die Wirkkraft des Phänomens Tourismus auf Transformationsprozesse von alpinen Regionen“ zu gewinnen (S. 26).

Diese „Wirkkraft“ war beträchtlich. Der Untersuchungszeitraum deckt nämlich die Aufstiegs- und Durchsetzungsphase dieser genuin romantischen Mobilitätspraxis ab: Bezogen auf die Quellgebiete wurde das Verreisen zum Kennzeichen des Lebensstils einer bürgerlichen „Touristenklasse“ (H. Spode). Bezogen auf die Zielgebiete wurde der Tourismus, wie die Autorin für die beiden Regionen überzeugend aufzeigt, ein prägender Faktor der sozialen, wirtschaftlichen, politischen, mentalen und baulich-technischen Strukturen (Kap. 4–6). Selbstredend gab es Unterschiede. So war Savoyen nicht so einseitig vom Fremdenverkehr abhängig wie Salzburg und den westalpinen Vereinen (übrigens auch in der Schweiz) fehlte die letztlich massen-touristische Ausrichtung des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins. Doch „bei einer groben Betrachtung“, also auf einer höheren Abstraktionsebene, überwogen die Gemeinsamkeiten (S. 382).

Dazu zählt nicht zuletzt der titelgebende Zielkonflikt *zwischen Erschließung und Naturschutz*. Dass der Tourismus seine „Zentralressource“ – nämlich das (vermeintlich) Natürlich-Authentische – verbraucht (S. 12), wird seit Hans Magnus Enzensbergers neomarxistischer Tourismuskritik immer wieder einmal diskutiert (unter dem Rubrum der *Dialektik* wegweisend von Enzensberger im Merkur 1958; unter dem Rubrum *Homogenisierung und Differenzierung* etwa von mir in *Kultur all inclusive* 2013); hier wird allerdings irrtümlich Georg Simmel zum Vater dieses Gedankens gemacht. Detailreich zeichnet die Autorin die Konflikte nach, die sich daraus sowohl in den Kommunen vor Ort als auch innerhalb der Alpenvereine ergaben. Das Buch ist eine ereignisgeschichtliche Fundgrube für solche Konflikte. Während die einen für die *Verkehrsinteressen* und/oder die *Bereisbarkeit* der Berge fochten, so die anderen für den Erhalt der *Natur* bzw. gegen deren *Verschandlung* – wobei nicht immer, aber meistens die Ökonomie die Oberhand behielt. Eine Konfliktlage, die, wie Scharf zutreffend bilanziert, im Prinzip bis heute besteht. Doch warum ist das so? Hinzuzufügen wäre, dass sie Teil und Ausdruck eines grundsätzlichen moralischen Ringens bzw. Dilemmas ist, das spätestens seit der Lebensreformbewegung zum Charakteristikum moderner Gesellschaften geworden ist und die Nachfrage nach touristischem

Erleben prägte und prägt. Da die Autorin indes keinen trennscharfen kulturwissenschaftlich legitimierten Tourismusbegriff hat (Kap. 2.2.1) und nach Art der angewandt-betriebswirtschaftlichen Fremdenverkehrsforschung Reisen und Tourismus in einen Topf wirft, bleibt das „Agens“ (P. Gleichmann) dieser hoch expansiven Variante horizontaler Mobilitäten weithin im Dunkeln. Das ist jedoch insofern zu verschmerzen, als die Studie weniger die Nachfrageseite als vielmehr die Angebotsseite behandelt, bei der jenes motivationale Agens oftmals zweitrangig ist.

Die Studie gründet auf einer umfangreichen Quellenbasis, die solide und in stilistisch ansprechender Form aufbereitet wird. Dabei liegen die Stärken im Empirisch-Deskriptiven, das in einem gelungenen Mix aus sozialhistorisch-quantitativen, ereignisgeschichtlichen und kulturhistorischen Befunden ausgebreitet wird. Löblich auch die zahlreichen, teils farbigen Abbildungen und das Register. Kleine formale Wermutstropfen sind da nur – dies quasi als Hinweis ans Lektorat – die unschöne Abkürzung „Jh.“ im Text, ein paar technisch ungelenke Grafiken (X- und Y-Achse vertauscht; log. skaliert) sowie dass die Titel in den Anmerkungen mal mit, mal ohne Erscheinungsjahr angegeben werden. Fazit: eine beeindruckend fleißige, quellen gesättigte Arbeit mit 1.736 Fußnoten, die einen gewichtigen empirischen Beitrag zur Historischen Tourismusforschung liefert.

HASSO SPODE, Berlin/Hannover

FRANCESCO FRIZZERA, **Cittadini dimezzati. I profughi trentini in Austria-Ungheria e in Italia (1914–1919)** (Annali dell'istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni 101), Il Mulino, Bologna 2018. ISBN 978-88-15-27842-5, 279 S., Karten.

Für das Trentino bildet die Erfahrung des Ersten Weltkrieges eine säkulare Zäsur, deren Tragweite in Südtirol und im Bundesland Tirol bis heute nicht annähernd erkannt ist. Der südliche Teil des Kronlands Tirol war an der Grenze zu Italien ab Frühjahr 1915 dem Kriegsfuror unmittelbar ausgesetzt, mit zahlreichen Gefallenen und zivilen Toten. Betroffen von verheerenden Zerstörungen von Gebäuden und Wohnungen, der österreichischen Kriegsdiktatur voll unterworfen, geriet die Region in die Mühlen gewaltsamer Transformation. Existenziell bedroht, materiell und ökonomisch hoch belastet, von Behörden als illoyal verdächtigt, durchliefen viele gesellschaftliche Gruppen des Trentino in den Jahren 1915 bis um 1920 die größte Herausforderung ihrer Geschichte. Eine der stärksten Belastungen bildete die Evakuierung von rund 105.000 Männern und Frauen, Familien und alten Personen aus dem unmittelbaren Frontgebiet. Von ihnen wurden rund 90.000 von den österreichischen Behörden als Kriegsflüchtlinge in ferne Lager überstellt, die in Ober- und Niederösterreich und vor allem in Mähren errichtet wurden. Ein kleinerer Teil, rund 15.000, wurde von italienischer Seite in Camps im *Regno Italiano* transferiert. In einem Intermediärstatus, der zwischen Kriegsflüchtlingen und Deportierten schwankte, wurden die *displaced persons* in Österreich als national prinzipiell unzuverlässige Gruppen diskriminiert; auch die Aufnahme in Italien erfolgte keineswegs mit offenen Armen.

Stärker als Nord-, Süd- und Osttirol unterlag das Trentino ab 1914 als „Laboratorium der Extreme“ härtesten Anforderungen, die auch das spätere Interesse und Engagement der Geschichtsschreibung förderten. Der Kernfrage der Kriegsflücht-

linge, der *evacuati* und *sfollati* gilt seit über 40 Jahren stete Aufmerksamkeit, wobei der von Diego Leoni und Camillo Zadra herausgegebene Band *La città di legno* (1981) einen Ausgangspunkt der Bewertung darstellte. Zum Anniversar des Großen Krieges 1914–1918 wurde das Thema umfassend bearbeitet und als Herzstück Trentiner Erinnerungskultur gewürdigt. Der Historiker Francesco Frizzera, der in der Debatte eine zentrale Rolle einnahm, hat vor kurzem mit *Cittadini dimezzati* eine Bilanz vorgelegt. *Halbierte Bürger* ist ein treffender Titel für die Situation der Betroffenen, deren Existenz- und Bürgerrechte ab 1915 jäh beschnitten wurden. Wie Frizzera eindrücklich vermittelt, wirkte der Krieg zudem als Beschleuniger der Nationalisierung und nationaler Zuschreibungen. Sie trafen die Evakuierten, die vielfach als gefährliche Irredentisten bewertet, oft auch stigmatisiert wurden. Die Darstellung bietet eine umfassende wie zugleich kompakte Synthese und sucht zugleich das Thema der Kriegsflüchtlinge, Evakuierten und Internierten multiperspektivisch zu erfassen: Aus der Erfahrung Betroffener, aus der Sicht von Behörden und Militärkommandos in Österreich und in Italien sowie aus der Wahrnehmung der örtlichen Bevölkerung. Dabei rekurriert *Cittadini dimezzati* auf die internationale Forschung zu Bevölkerungstransfers und -deportationen des Ersten Weltkriegs, die in vielen Grenzregionen erfolgten, wie die Arbeiten von Peter Gatrell unter anderen belegen. Dank dieser Erweiterung wird das unter regionalem Fokus früh erforschte Trentiner Exemplum Teil eines umfassenden Forschungsdiskurses, in den sich für Tirol Hermann J. W. Kuprian früh eingebracht hat.

Die Betroffenen gerieten infolge der meist ohne Vorwarnung ins Werk gesetzten Evakuierungen in Orientierungslosigkeit und Verzweiflung, die Frizzera dank der sensiblen Auswertung von Interviews eingehend erfasst. Die in Österreich ambivalente Behandlung der *Evakuierten*, schwankend zwischen der Einstufung als Kriegsflüchtlinge und Verdächtige, hielt die Betroffenen im Status materieller Dürftigkeit, der trotz gesetzlicher Mindeststandards der Versorgung und örtlicher Hilfe belastend war. Neben der existenziellen Prekarität wirkte die zumindest gestörte, oft unterbrochene Kommunikation mit den heimatlichen Herkunftsorten bedrückend, verschärft durch Perspektivlosigkeit ob der unbestimmten Dauer der Zwangsaufenthalte. Frizzera rekonstruiert die Situationen aus der Forschungsliteratur, durch eigene Recherchen in Wiener und italienischen Archiven und mithilfe der Auswertung autobiografischer Aufzeichnungen und Tagebücher, die im Krieg oder anschließend in großer Zahl entstanden sind. Das in Trient seit langem aufgebaute *Archivio di scrittura popolare* leistet hier unschätzbare Sammlungs- und Auswertungsarbeit, sodass Frizzera auf die in der Reihe *Scritture di guerra* sorgsam edierten Texte zurückgreifen konnte. Die Wahrnehmung des veränderten Umfeldes, auch die eigene Beobachtung und Bewertung der Betroffenen bilden den Kern der autobiografischen Diskurse, die auch die Frage nationaler Selbstbewertung und -einschätzung berühren. Die von den Bevölkerungstransfers Betroffenen, zuvor meist in stark lokal verankerten Lebenswelten beheimatet, begriffen sich nun zunehmend als *italiani/e*, aber mehr im Sinne kultureller als politischer Zugehörigkeit. Im Verlauf des Krieges schwand die Loyalität zu Österreich aufgrund von Be- und Misshandlung wie Disziplinierung, ohne aber zwangsläufig in italienischen Irredentismus zu drehen. Es war aber nicht primär der Loyalitätsschwund der Betroffenen, sondern der Rückzug des Staates aus seiner Sicherungs- und Fürsorgepflicht, der eine *innere Kündigung* der Betroffenen nach sich zog, wie dies Laurence Cole prägnant herausgearbeitet hat.

Bei Trentiner Soldaten war dies anders: Kriegsgefangene Trentiner, die in Russland interniert, später dann nach Italien transferiert wurden, politisierten sich sehr viel stärker. Die aus dem Trentino nach Italien Evakuierten hingegen erlebten meist einen Prozess der Desillusionierung, da ihre Behandlung und Lebensumstände, flankiert von bürokratischen Zwängen, den Hoffnungen auf warmherzige Aufnahme in der *madrepatria* keineswegs entsprachen.

Die Rückkehr ins Trentino nach 1918 entsprach oft einer Retraumatisierung, da nach schwieriger Repatriierung die Aufnahme in der alten Heimat skeptisch und von Misstrauen begleitet war. Insgesamt gewinnt man einen Eindruck, wie sehr das Trentino im Verlauf seiner Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert von Wellen der Migrations- und Bevölkerungstransfers von enormer Tragweite bestimmt war. Die ab 1870 verstärkten Migrationsbewegungen schlugen in die forcierten Transfers nach 1915 um, worauf wieder Prozesse stockender Repatriierung folgten. Frizzera ordnet die regionale Situation den Bevölkerungsverschiebungen zu, die seit dem Ersten Weltkrieg die kommenden 30 Jahre in Europa wesentlich bestimmten. Damit erzielt er einen Wechsel von Mikro- und Makroperspektive auf herausragendem Niveau, das die Situation des Trentino neu perspektiviert. Die vielfältige Raum- und Zeitebenen wie die soziale, ökonomische und nationale Sphäre verknüpfende Arbeit schildert das Trentino und seine Gesellschaften als Kernraum forcierter Migration, die jahrzehntelang hinter Narrativen von Nationalismus und Irredentismus verschwand. Es handelte sich daher neben den *Cittadini dimezzati* auch um eine halbierte Historiografie, die dank Frizzeras Arbeit eine eindrucksvolle Revision erfährt.

HANS HEISS, Brixen

NIKOLAUS HAGEN, **Nationalsozialistische Kulturpolitik in Tirol und Vorarlberg** (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 30), StudienVerlag, Innsbruck/Wien 2022. ISBN 978-3-7065-5939-3, 577 S.

Nikolaus Hagen hat eine erste umfassende Studie zur nationalsozialistischen Kulturpolitik in Tirol und Vorarlberg vorgelegt. Detailreich arbeitet er deren Spezifika heraus und zeigt, wie insbesondere Brauchtum und Schützenwesen für die Mobilisierung der Bevölkerung instrumentalisiert wurden. Hinsichtlich der Legitimierung und Identitätsbildung des im April 1939 gegründeten Reichsgaues Tirol und Vorarlberg kam der regionalen Kultur und somit dem Reichsgau und Gauleiter zudem eine besondere Rolle zu. Die Arbeit ist in drei chronologische Abschnitte gegliedert, die jeweils unterschiedliche kulturpolitische Phasen widerspiegeln: 1) Die Aufbau-phase zwischen März 1938 und 1940, wo die kulturpolitischen Weichenstellungen erfolgten, 2) den Zeitraum vom März 1940 bis August 1943, die drei Jahre nach der Errichtung des Reichsgaus Tirol und Vorarlberg und der Ausweitung des Luftkrieges auf den Alpenraum, und die 3) letzte Phase vom September 1943 bis zum Kriegsende im Mai 1945, in der mit der Ausweitung der regionalen NS-Herrschaft auf Norditalien die Kulturpolitik auf Südtirol ausgedehnt wurde. Bereits im Herbst 1944 erfolgte die Schließung sämtlicher Kulturinstitutionen, ausgenommen davon blieben lediglich Kino und Rundfunk sowie die stark geschrumpfte Presse.

Der Fokus der Arbeit liegt auf den zentralen Institutionen und Akteuren, wie der Reichskulturkammer, der Gauleitung bis hin zu den Funktionären auf der Kreisebene. Wie Hagen konstatiert, zeichnete sich die regionale Kulturpolitik durch eine schwer durchschaubare Gemengelage an Interessen und Machtkämpfen aus, womit sich das für das NS-System typische Polykriatiemodell auch auf der kulturellen Ebene widerspiegelt. Dies wurde dadurch verstärkt, dass kein Konsens über den inhaltlichen und ästhetischen Kern der nationalsozialistischen Kulturpolitik bestand, ja nicht einmal eine Grundübereinkunft über bestimmende Wesensmerkmale vorlag, um definieren zu können, was als *unerwünscht* und *unvölkisch* zu gelten habe. Übereinstimmung herrschte darüber, dass Juden und Jüdinnen aus dem *deutschen Kulturleben* und insbesondere aus dem Brauchtum entfernt werden müssen, wobei durchaus an antisemitische Traditionen angeknüpft werden konnte. Interessant ist der Hinweis auf drei Tiroler Künstler, denen trotz der Ehe mit einer Jüdin der Verbleib in der jeweiligen Kammer erlaubt war. Der bekannteste von ihnen war der Schriftsteller Karl Schönherr, einerseits Verehrer von Hitler und Befürworter des *Anschlusses*, andererseits mit einer Jüdin verheiratet und mit Kontakten zu jüdischen Schriftstellern. Warum es zu diesen Ausnahmen kam, geht aus den Ausführungen nicht hervor.

Hinsichtlich der konkreten Auswirkung der nationalsozialistischen Kulturpolitik auf die Künstler und das Vereinsleben führt Hagen zahlreiche Beispiele an, die ein ambivalentes Bild vermitteln. Viele zeigten sich nach dem *Anschlussrausch* enttäuscht über die ihren Erwartungen nicht entsprechende Kulturpolitik, nur wenigen Schriftstellern und Künstlern ist der Aufstieg zum Staats- bzw. Gaukünstler gelungen. Kapellen und Musikgesellschaften litten an der Entkonfessionalisierung des Brauchtums, insbesondere am Verbot kirchlicher Prozessionen bzw. an der Musik- und Schützenvereinen nicht mehr gestatteten Teilnahme daran. Mit der im Mai 1938 erfolgten Errichtung der Stillhaltekommissare, einer Sonderbehörde zur Gleichschaltung und Abwicklung des Vereinslebens, wurden über 400 Kulturvereine im weitesten Sinne aufgelöst und ihr Vermögen auf die NSDAP oder andere Zwangsvereinigungen des Regimes übertragen. Zu den Profiteuren zählte der Standschützenverband Tirol-Vorarlberg, in dem ein Großteil der aufgelösten Vereine aufging, was einer Vereinheitlichung und massiven Reduktion des kulturellen Angebotes gleichkam. Nach anfänglichen Gründungsschwierigkeiten, die den Interessensgegensätzen unterschiedlicher Akteure geschuldet waren, wurde der Standschützenverband auf Initiative von Gauleiter Hofer der NSDAP angeschlossen und fungierte als das bedeutendste Instrument der NS-Kulturpolitik im Gausgebiet und später auch in Südtirol.

Im Abschlusskapitel verweist Hagen auf den problematischen Umgang der belasteten Kulturinstitutionen und Kulturschaffenden mit der Involvierung in die nationalsozialistische Kulturpolitik. Mit Hilfe der verbreiteten Erzählung von der *Kulturlosigkeit* der Nationalsozialisten ersparten sich Vereine eine Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte, und eine Reihe von Beamten setzte ihre Karriere fort. Josef Scheidle, der ehemalige Schriftleiter im NS-Gauverlag, wurde sogar Landesintendant des Österreichischen Rundfunks.

Nikolaus Hagen hat mit seiner interessanten Studie eine Forschungslücke gefüllt. Einige Straffungen wären allerdings noch möglich gewesen, zumal die Publikation auf seiner Dissertation basiert, auf die man verweisen hätte können.

***In Treue fest durch die Systeme. Geschichte der Südtiroler Blasmusik 1918–1948***, hg. vom Südtiroler Landesarchiv und vom Verband Südtiroler Musikkapellen (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, Sonderband 6), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2021. ISBN 978-3-7030-6551-4, 858 S. mit Abb.

Diese Publikation erwuchs aus einem Projekt des Verbandes Südtiroler Blaskapellen in Zusammenarbeit mit dem Südtiroler Landesarchiv: Der Anlass war eine zunächst in Nord- und dann in Südtirol medial breit geführte Diskussion über die NS-Verstrickungen führender Protagonisten der Volks- und Blasmusik – als verspäteter Auswuchs einer Debatte, die sich an der Veröffentlichung und fehlenden Kontextualisierung einer CD mit Werken des Tiroler *Nazi-Komponisten* Josef Eduard Plover entzündet hatte. Im Bundesland Tirol wurde damals ein eigener mehrjähriger Förderschwerpunkt Erinnerungskultur verankert, aus dem eine Reihe von Projekten und Veröffentlichungen hervorgingen (einige Projekte sind noch nicht abgeschlossen), in Südtirol regte die damalige für *deutsche Kultur* zuständige Landesrätin Sabina Kasslatter Mur das Forschungsprojekt *Die Geschichte der Südtiroler Blasmusik 1918–1948* an.

Die Forschungsergebnisse finden sich in diesem Buch, das man mit seinen 858 Seiten einen *dicken Wälzer* nennen darf. Die Beiträge strammen von einem Historiker, zwei Musikwissenschaftlern und einem Ethnologen, wobei der zentrale Beitrag des Südtiroler Historikers Hubert Mock allein die Hälfte des Buches einnimmt. Den thematischen Fokus zeitlich möglichst weit zu fassen, gebietet schon die regional-spezifische Situation: Die Geschichte der Südtiroler Blasmusik in der Zeit des italienischen Faschismus und in den zwei Jahren des Bestandes der *Operationszone Alpenvorland* (1943–1945) wurde bislang in der musikwissenschaftlichen und historischen Forschung allenfalls gestreift, etwa in Zusammenhang mit Führungspersonlichkeiten wie Josef Thaler, einer strahlkräftigen Identifikationsfigur der Tiroler Blasmusik. Eine systematische Aufarbeitung dieser Jahrzehnte wechselnder faschistischer Systeme, der Unterdrückung, Assimilierung und Aussiedlung der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols in Hinblick auf die Musikkapellen mit ihrer großen gesellschaftlichen Bedeutung stand bisher aus.

HUBERT MOCK tut gut daran, in der Einleitung den Forschungsgegenstand zu benennen und ausführlich die Methoden zu erläutern. Eine der großen Stärken des Buches ist, dass hier das Thema Blasmusik mit historischen und musikwissenschaftlichen Methoden wissenschaftlich fundiert angegangen wird: Vieles, was dazu bisher geschrieben wurde, ist in dieser Hinsicht dürftig und stammt oft genug von Nicht-Wissenschaftlern. Hubert Mocks Einleitung holt weit aus und führt gleichzeitig mit überzeugender Konsequenz *in medias res*. Der erste Hauptbeitrag stammt von ACHIM HOFER, einem Experten für Blas- und Bläsermusik. Er widmet sich Begriffsklärungen und versucht sich insbesondere an einer Definition des Begriffes *Blasmusik* und einer knappen, selektiven Entwicklungsgeschichte der Musik für Bläser, um dann ausführlich darauf einzugehen, dass es *die* Blasmusik eigentlich nicht gibt, sondern eine Vielzahl von Erscheinungsformen, die alle ihre Berechtigung haben und unter dem Begriff subsumiert werden. Die „Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit des Blasmusikphänomens“ seien anzuerkennen.

Auf diesen allgemeinen Einführungstext folgen Überlegungen des an der Universität Innsbruck lehrenden Musikwissenschaftlers KURT DREXEL zum Thema *Macht*

*Musik Politik?* und zur Rolle der Blasmusik als identitätsstiftender Faktor im nationalsozialistisch beherrschten Tirol. Hier geht Drexel nur marginal über das hinaus, was er bereits in seiner Buchpublikation *Klingendes Bekenntnis zu Führer und Reich. Musik und Identität im Reichsgau Tirol-Vorarlberg 1938–1945* (Innsbruck 2014) dargestellt hat: So geht er der Geschichte und Bedeutung des Liedes *Hellau! Mir sein Tiroler Buam* als Lieblingslied von Gauleiter Hofer und Hymne für offizielle Anlässe im Gau Tirol-Vorarlberg nach – dieses Lied ist als Triomelodie in Sepp Tanzers dem Gauleiter gewidmeten *Standeschützen-Marsch* eingearbeitet. Weil Blasmusik insbesondere in Tirol eine so bedeutende Rolle in der öffentlichen Repräsentation spielt, ist sie niemals unpolitisch: Diese Kernaussage von Drexels Beitrag bildet einen zentralen Ausgangspunkt der vorliegenden Publikation.

HUBERT MOCK behandelt in seinem sehr ausführlichen, quellen- und kenntnisreichen Beitrag die Geschichte der Südtiroler Musikkapellen 1918–1948 aus historischer Sicht. Er setzt bei der Jahrhundertfeier der Bergiselschlachten 1909 als repräsentativer „Vergegenwärtigung des Heldenzeitalters“ an. Diese Feier, bei der 43 Südtiroler Kapellen involviert waren, prägte das kollektive Gedächtnis, wie Mock ausführt. Die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg standen dann in einem Spannungsfeld zwischen Neubeginn und Aufbruch nach dem kriegsbedingten Niedergang auf der einen und notwendiger Neuorientierung aufgrund der politischen Entwicklungen auf der anderen Seite. Nach der Angliederung Südtirols an Italien zeigen sich einerseits eine starke Politisierung und Instrumentalisierung der Musikkapellen im Sinne einer *Befreiung Südtirols* und einer Bewahrung des *Deutschtums*, andererseits sogar unter dem faschistischen Regime eine ambivalente Haltung zwischen „Konzilianz und Resistenz“. Die Faschisten suchten den direkten Zugriff etwa durch die Eingliederung der Kapellen in die *Opera Nazionale Dopolavoro* und die Kontrolle über Veranstaltungen und Programme.

Hubert Mock entwirft ein differenziertes Bild, das unterschiedlichste Strategien im Umgang mit diesen Repressionen und offenen Schikanen zeigt. Man bewege sich in der Südtiroler Blasmusik auch durch dieses System *in Treue fest* und mit unterschiedlich stark ausgeprägtem Pragmatismus. Die *Option* ab 1939 war auch für die Musikkapellen eine traumatische Erfahrung, aber auch hier verweist Mock auf ein vielschichtiges, mehrdimensionales Szenario: Während die Abwanderer eher „besitzlose, lohnunabhängige Personen“ waren, rekrutierten die Musikkapellen besonders auf dem Land ihr Personal primär aus der bäuerlichen Bevölkerung und hatten daher weniger mit einem Mitgliederschwund zu kämpfen, als man vielleicht erwarten würde. Zudem wurde die Blasmusik als Ausdruck deutscher Kultur von der *Arbeitsgemeinschaft der Optanten* gefördert. Die Umstände waren in den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges in Südtirol nicht ungünstig, daher waren 1943 noch rund 60 Südtiroler Kapellen aktiv. Die Situation änderte sich mit der Einrichtung der *Operationszone Alpenvorland*, die *de facto* einer Annexion der italienischen Regionen Südtirol, Trentino und Belluno durch deutsche Truppen gleichkam – *de jure* blieben die Gebiete italienisch. Hubert Mocks Darstellung der Kulturpolitik in der *Operationszone Alpenvorland* räumt mit Mythen und Halbwahrheiten gründlich auf. Wurden diese zwei Jahre in der älteren Literatur als Übergangsphase dargestellt, die „keine länger dauernde Wirkung hatte“ (Erich Egg 1979 im *Tiroler Blasmusikbuch*), so entwirft Mock ein ganz anderes Bild, eines der systematischen Neugestaltung des gesamten Blasmusikwesens und der Eingliederung in den Stand-

schützenverband, wie er im Gau Tirol-Vorarlberg schon bald nach dem *Anschluss* Österreichs erfolgt war.

Führend für dieses Projekt tätig war Sepp Thaler, der auch nach Kriegsende eine Schlüsselposition in der Südtiroler Blasmusik innehatte. Eine wichtige Rolle kam auch Cyrill Deutsch zu, der für die Kreismusikschulen zuständig war. Die organisatorische Neuausrichtung unter nationalsozialistischem Vorzeichen – der Standschützenverband war eine Parteiorganisation – wurde mit großer Energie vorangetrieben. In der Folge nahmen zahlreiche Südtiroler Kapellen an der zentralen NS-Propagandaveranstaltung im Gau, dem Landesschießen im Juli 1944, teil. Nach Kriegsende sucht die Blasmusik in Südtirol den Anschluss an die ältere Tradition, an die Zeit vor 1918; das beweist etwa die als katholische Machtdemonstration zelebrierte Herz-Jesu-Feier in Bozen 1946. 1948 wird der Verband Südtiroler Musikkapellen begründet. Hier sind eher Kontinuitäten zur NS-Zeit offensichtlich, etwa in der Leitfigur Sepp Thaler und bei den häufig für den Verein als Referenten tätigen Nordtirolern Sepp Tanzer und Josef Eduard Ploner. Dieser Beitrag von Hubert Mock, ein Buch im Buch, gehört mit Sicherheit zum Fundiertesten, was bislang zur Geschichte der Blasmusik in Tirol geschrieben wurde.

Ergänzend dazu bietet der Musikwissenschaftler THOMAS NUSSBAUMER hochinteressante Einblicke in das Repertoire der Blaskapellen im behandelten Zeitraum: Wenn österreichische Traditionsmärsche in der Zeit des italienischen Faschismus neutrale Decknamen erhalten, damit sie weiter gespielt werden können, dann ist das ein für Südtirol spezifisches, ja charakteristisches Phänomen. In den 1920er-Jahren mischen sich in das traditionelle Repertoire die faschistischen Hymnen, die *Giovinazza* und die *Marcia Reale*. Nussbaumer zeigt auch, dass einige Stücke aus dem traditionellen Blasmusik-Repertoire, allen voran der *Andreas-Hofer-Marsch* des österreichischen Militärkapellmeisters Gustav Mahrs, zu Symbolen des antifaschistischen Widerstandes mutierten. Nussbauers Beitrag ist aufgrund des enger gefassten Themas etwas konziser, aber nicht minder fundiert und breit in der Quellenbasis. Als ausgewiesener Experte bearbeitet Nussbaumer auch die Blasmusikforschungen im Rahmen der Südtiroler Kulturkommission des SS-Ahnenerbes, für die der Musikologe Alfred Quellmalz federführend verantwortlich zeichnete. Ziel der Aktivitäten war eine Bestandaufnahme der deutschen Kultur in Südtirol vor ihrem (befürchteten) Verschwinden durch Aussiedlung und Assimilation. Die Akteure operierten unter der Prämisse, dass die Musikkapellen als Repräsentantinnen des *Deutschtums* im permanenten Abwehrkampf gegen alles Italienische standen und dauernden Repressalien ausgesetzt wurden. Das steht in auffälligem Gegensatz zum viel differenzierteren Bild, das Hubert Mock über das Verhältnis der faschistischen Obrigkeit zu den Kapellen zeichnet. Alfred Quellmalz bestimmte darüber hinaus, dass für seine Feldforschungen nur Kapellen in kleiner Besetzung in Frage kamen, also keine Musikkapellen im engeren Sinne, sondern nur die beliebten *Böhmischen*.

Der letzte Beitrag des Buches stammt vom Ethnologen REINHARD BODNER und ist dem Thema Blasmusik und Tracht am Beispiel Südtirol gewidmet. Der Verfasser stieg erst im letzten Moment in das Forschungsprojekt ein und baut einerseits auf eigenen Forschungen zu diesem Thema im Rahmen eines durch den *Fonds Erinnerungskultur* des Landes Tirol finanzierten Projektes auf, andererseits auf die südtirolspezifischen Vorarbeiten von Christoph Gasser. Dieser Beitrag vervollständigt die Publikation auf ideale Weise, weil er aufzeigt, wie sehr auch die Tracht in der Zeit des italienischen

Faschismus als Ausdruck eines *wehrhaften Deutschtums* fungierte und einen identitätsstiftenden Faktor darstellte – und wie auch dieser Bereich in die Kulturpolitik des Nationalsozialismus eingegliedert und ideologisch überformt wurde.

Diese Publikation setzt in ihrer Fülle von Informationen und der Durchdringung des Themas Maßstäbe und darf als vorbildhaft für künftige ähnliche Projekte im Kontext der historischen Aufarbeitung gelten.

FRANZ GRATL, Innsbruck

CHRISTIAN MATHIES / HILDE STROBL, **Vom Gauhaus zum Landhaus. Ein Tiroler NS-Bau und seine Geschichte** (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs 23), Eigenverlag des Tiroler Landesarchivs, Innsbruck 2021. ISBN 978-3-901464-26-3, 271 S., zahlr. Schwarzweiß- und Farbabb.

Die Tiroler Zeitgeschichtsforschung hat in den letzten Jahrzehnten merklichen Auftrieb erfahren. Das ist sehr verdient arbeitenden einzelnen Geschichtsforschenden, aber nicht zuletzt auch dem Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und seinem Team zu verdanken. Was die Zeit des Nationalsozialismus im Gau Tirol-Vorarlberg (1938–1945) angeht, genießt diese nach wie vor ein hohes Maß an Attraktivität und stößt auf entsprechendes Interesse seitens der Forschung (während weite Teile der Geschichte des Bundeslandes Tirol in der Zweiten Republik noch einer Aufarbeitung harren): Biografieforschungen zu Tätern/Täterinnen wie zu den Opfern, vornehmlich solcher jüdischer Glaubensherkunft, die Kultur-, Landwirtschafts-, Volkswohlfahrts-, Wirtschaftspolitik, Universitätsgeschichte usw. sind bereits gut erfasst und dokumentiert, sodass kaum mehr ein besonders relevanter Bereich ausgespart ist. Eine der wenigen Lücken betrifft die Architektur- und Baugeschichte. So wurde nun das Gauhaus – das spätere Neue Landhaus – von Christian Mathies (Lehrer für Geschichte am BRG in der Au in Innsbruck und Mitarbeiter von *erinnern.at*) und Hilde Strobl (Architektur-Historikerin und Mitarbeiterin am Archiv für *Bau.Kunst.Geschichte* der Universität Innsbruck) im Zuge der Konstituierung einer eigenen Expertenkommission für das Vorhaben und entsprechenden Weichenstellungen sehr präzise in den Fokus genommen. Mathies und Strobl gelingt es, in systematischer Herangehensweise und akribischer Detailanalyse einen wichtigen Bereich der Innsbrucker Stadtgeschichte und der Tiroler Landesgeschichte unter der NS-Herrschaft aufzubereiten. Sie widmen sich dem Konkurrenzkampf Innsbrucker Architekten, die sich in den Dienst der NS-Propaganda stellten. Unter diesen wurde in rasanter Abfolge ein eingeschränkter Wettbewerb für einen Landhauszubau ausgerufen. Der siegreiche Entwurf, bestehend aus der Abstraktion eines auffliegenden Adlers, entsprach noch nicht in vollem Ausmaß den bisherigen NS-Bauten, wie sie in einschlägigen NS-Schriften propagandistisch entwickelt wurden, so dass Adaptationen für die neuen Machthaber notwendig waren. Parteimitgliedschaft war Voraussetzung für die Beteiligung am Wettbewerb, ebenso neben fachlicher Eignung ein engagierter Kampf für die *Bewegung* (S. 33–59).

Mathies und Strobl legen offen, dass das neue Gebäude „durch einen groß angelegten Raubzug“ finanziert worden ist (S. 60–83). Ankäufe von *Judenhäusern* für Arier der Gauhauptstadt Innsbruck und entsprechende Liegenschaften spielten dabei unter

anderem eine Rolle. Dem geplanten Aufmarschplatz und dem Neubau, zusammengedacht als architektonisch integriertem Machtkomplex, sollten zwei Gebäude in der Meraner Straße zum Opfer fallen. Die Verfolgung von Innsbrucker:innen jüdischer Glaubensherkunft machte die Inangriffnahme des Vorhabens möglich. Der Gauleiter und Reichsstatthalter in Tirol und Vorarlberg, Franz Hofer, bot in Verkaufsverhandlungen günstige *arisierte* Tauschobjekte an. Der Zwangsverkauf erschien dadurch als einträgliches Unternehmen (S. 98–115). Planung und Realisierung des Gauhausprojekts entwickelten sich zu einer Erfolgsgeschichte. Über Vorbehalte der Stadtverwaltung setzten sich die neuen Machthaber souverän hinweg. Tiroler Firmen setzten Zug um Zug die Errichtung des Bauwerks innerhalb eines Jahres um, während nur wenige bauliche Eingriffe in den Altbestand des Landhauses vorgenommen werden konnten. Das Gauhaus sollte als Symbol der nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologie stilisiert werden (S. 84–97).

Von Anfang an planten Hofer und seine Parteigenossen eine Ausweitung und Neugestaltung des Gebäudekomplexes zu Zwecken der Propaganda, wobei man in einem *Haus der Bergsteiger* eine Chance sah. Ausgehend von der Entwicklung der Gauhauptstädte mit eindrucksvollen Gauforen wurden dazu Pläne für Standorte am Innsbrucker Hofgarten und am Bahnhof entworfen. Die Umsiedlung der Südtiroler ab 1939/40 und der dadurch gestiegene Bedarf an neuem Wohnraum ließen jedoch Projekte repräsentativer und zentraler NS-Bauten zur Machtdemonstration in den Hintergrund rücken (S. 117–125).

Von wenigen Ausnahmen abgesehen waren nahezu alle Partei- und Staatsdienststellen im Landhauskomplex untergebracht. Hofer residierte im ersten Stock des Neubaus als höchster Herrschaftsrepräsentant im Gau Tirol-Vorarlberg. Er realisierte mit seinem zentralisierten Machtsystem eine weitgehende Überwachung. Die staatlichen Behörden standen ganz im Zeichen der Partei. Der zur weiteren Machtdemonstration gedachte Erweiterungsbau kam jedoch nicht mehr so zum Tragen und diente mehr als Zweckbau (S. 132–145).

Hofer setzte ganz auf absolute Ergebenheit und Unterordnung als Anstellungserfordernis für die Bediensteten. Eine ehrgeizige und aufstrebende junge Generation von Nationalsozialist:innen erhielt teilweise höchste Funktionen in der Partei, wie beispielsweise Gauinspektor Klaus Mahnert. In der Hausverwaltung führte das Loyalitätserfordernis zu erheblichem Arbeitseinsatz. Angestellte und Bedienstete aller Sparten hatten eine Überprüfung des ideologischen Gehorsams und der politischen Linientreue zu gewärtigen (S. 146–155), wofür es im kompensatorischen Wege auch Privilegien gab. Die Dauerarbeitsbelastung forderte den Gaubediensteten im letzten Einsatz für *Volk, Reich und Führer* alles ab. Von einem ruhigen Verwaltungsablauf war im Zeichen des alliierten Bombenkrieges ab 1943 nicht mehr auszugehen. Trotz eines kapillaren und tiefgreifenden Überwachungssystems war ein Absinken der Arbeitsmoral durch die Tiroler NS-Führung nicht mehr abzuwenden. Im Zuge des *Endkampfes* taten die NS-Despoten alles in ihrer Macht Stehende, um die Angestellten im Landhaus an ihre *Pflichterfüllung* zu erinnern (S. 156–175), was wiederum voraussetzenden Gehorsam bewirkte, auch hinsichtlich des Unrechtscharakters dieser Parteidiktatur.

Im Gauhaus hatten Schreibtischtäter:innen die Verbrechensaufträge kleinteilig und pflichtgetreu organisiert (Deportationen, die Euthanasie, das heißt die *Vernichtung lebensunwerten Lebens*, politischen Terror durch Verfolgung, Verhaftung

und Zwangsarbeit etc.). In ersten Ansätzen aufkommende politische Widerstände bekämpfte die Gauleitung mit aller Härte (S. 176–191), doch neigte sich angesichts der zu erwartenden Kriegsniederlage auch die Tiroler NS-Herrschaft ihrem Ende zu.

In den letzten Kriegstagen setzte sich der Gauleiter mit seinem Stab von Innsbruck auf den Lachhof bei Volders ab. Die nun aufkeimenden Widerstandsgruppen besetzten das Landhaus und präsentierten den einrückenden amerikanischen Truppen eine befreite Stadt. Lebensmittelnöte und Wohnungsmangel belasteten die Tiroler Verwaltung nach Kriegsende. Die französische Besatzungsmacht beschlagnahmte große Teile des Landhauses. Das wieder konstituierte Bundesland Tirol knüpfte im Bereich der Verwaltung an die Zeit vor dem *Anschluss* von 1938 an. Die ersten Landesregierungen nach dem Krieg unter Karl Gruber (1945) und Alfons Weißgatterer (1945–1951) setzten sich mit dem NS-Erbe jedoch nur bedingt auseinander. Die Bewältigung des Nachkriegsalltags legte sich wie ein Schatten über die Aufklärung der NS-Vergangenheit, die nur ansatzweise gelang. Der von Gruber eingesetzte Beauftragte für die Entnazifizierung war selbst Parteimitglied gewesen, ebenso der Kurzzeit-Landeshauptmann Gruber nachfolgende Weißgatterer. Der kriminelle und unrechtmäßige Entstehungskontext des Neuen Landhauses wurde durch das offizielle Tirol nicht thematisiert (S. 200–211), auch weil Schuldbewusstsein fehlte. Die Landesregierung plädierte für eine milde Entnazifizierung von NSDAP-Mitgliedern. Maßgebliche Funktionäre mussten sich aber einem *Volksgericht* beim Landesgericht Innsbruck stellen. Mit fragwürdigen Ausreden versuchten sie sich und ihre Taten zu rechtfertigen. Sie konnten im Laufe des eskalierenden Kalten Krieges und angesichts eines grassierenden Antikommunismus mit relativ geringen Strafen und *mildern den Umständen* rechnen (S. 212–221). Der Gauhaus-Repräsentant Nummer eins, Hofer selbst, konnte sich nach amerikanischer Internierungshaft nach Mülheim an der Ruhr begeben, wo er – trotz seiner Verurteilung zum Tode in Österreich im Jahr 1949 – relativ unbehelligt bis zu seinem Tod 1975 lebte.

Mathies und Strobl nennen den Neuen Landhauskomplex nicht nur einen verschwiegenen Täter:innenort, sondern auch ein Gebäude der verdrängten Erinnerung. Die französische Militärregierung realisierte zwar ein Befreiungsdenkmal. Bestrebungen, den steigewordenen Bau nationalsozialistischer Machtdemonstration damit umzudeuten, waren jedoch zum Scheitern verurteilt: Die Tiroler Politik versuchte nach Kriegsende das Alte Landhaus als *Hort der Demokratie und des Widerstands* darzustellen. Dieser Umgang war nicht frei von Einseitigkeit und Vergangenheitsverdrängung, wobei man sich fragt, ob Alternativen überhaupt vorhanden waren, erwogen wurden und wie diese theoretisch oder praktisch ausgesehen hätten. Nur mit einer Kritik am historischen Geschehen kann es die Zeitgeschichtsforschung eigentlich nicht belassen. Faktum ist: Mit der Bedeutungsgeschichte des Gauhauses setzte sich das offizielle Tirol die längste Zeit nicht auseinander.

Mit dieser Publikation, die in vielerlei Hinsicht besticht, ist ein lange bestehendes Defizit der Innsbrucker Stadtgeschichte und Tiroler Landesgeschichte der NS-Herrschaft behoben worden: Alle denkbaren und möglichen zeitgenössischen Quellenmaterialien, wie Baupläne, Briefe, Foto- und Propagandamaterialien, sind in dieser Publikation in sehr ansprechender Form aufbereitet und auch gut in die Darstellung eingebettet worden, so dass dieses sehr gut belegte Gemeinschaftswerk auch als eine Dokumentation verstanden werden kann, die allen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird. Sie bietet neben Architektur-, Bau- und NS-Kunstgeschichte auch eine

Alltags-, Gesellschafts-, Politik- und Verwaltungsgeschichte der nationalsozialistischen Herrschaft in Tirol sowie einen Beitrag zur zwielichtigen und zwiespältigen Umgangsweise mit dieser Vergangenheit durch das offizielle Tirol noch lange Zeit nach dem Ende des Terrors und Schreckens. Es ist dem Tiroler Landesarchiv und seinem Direktor Prof. Dr. Christoph Haidacher zu danken, dass er diese wegweisende Untersuchung in die Schriftenreihe besagter Institution aufgenommen hat.

MICHAEL GEHLER, Hildesheim

CHRISTOPH FRANCESCHINI, **Geheimdienste, Agenten, Spione. Südtirol im Fadenkreuz fremder Mächte**, Raetia, Bozen 2020. ISBN 978-88-7283-735-1, 509 S., zahlr. Abb.

Die Studien über das Wesen, die Aktivitäten und Einflüsse von Geheimdiensten (im Englischen die teils militärstrategisch, teils diplomatiehistorisch geprägten *Intelligence studies*) sind in den letzten drei Jahrzehnten auch in Europa fester Bestandteil der Geschichtsschreibung geworden. Das mehrheitlich deutschsprachige Südtirol stand spätestens seit der Annexion durch Italien nach dem Ersten Weltkrieg im Brennpunkt der italienischen und vieler europäischen Geheimdienste. Der *Südtirolkonflikt* sollte das Verhältnis zwischen Italien einerseits und Österreich und Deutschland andererseits bis in die 1990er-Jahre hinein nicht unwesentlich mitprägen. Die Rolle der Geheimdienste verdient daher nähere Betrachtung.

Zu Südtirol und den Geheimdiensten sind in den letzten Jahrzehnten einige Pionierarbeiten erschienen, wobei besonders die Jahre des Südtirol-Terrorismus von den 1960er-Jahren bis Ende der 1980er-Jahre im Mittelpunkt des Interesses standen (Gerald STEINACHER, *Südtirol und die Geheimdienste 1943–1945*, Innsbruck 2000; Gerald STEINACHER / Leopold STEURER [Hg.], *Im Schatten der Geheimdienste*, Innsbruck 2003; Hans Karl PETERLINI, *Feuernacht*, Bozen 2011; Elisabeth BAUMGARTNER / Hans MAYR / Gerhard MUMELTER, *Feuernacht*, Bozen 1992; Michael GEHLER [Hg.], *Verspielte Selbstbestimmung?*, Innsbruck 1996; Hans Karl PETERLINI, *Bomben aus zweiter Hand*, Bozen 1992; Gianni FLAMINI, *Brennero connection*, Roma 2003). Der Bozner Journalist und Autor Christoph Franceschini ist seit Jahrzehnten einer der ganz wenigen Experten zu dieser Thematik. In seinem 2020 erschienenen Buch *Geheimdienste, Agenten, Spione. Südtirol im Fadenkreuz fremder Mächte* spannt er den nachrichtlichen Bogen vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zu unseren Tagen. Um den Einsatz von Spitzeln, Agenten und die Aktionen genau zu dokumentieren, stützt sich Franceschini bei seiner Darstellung auf Akten der US-Nachrichtendienste wie den CIA und den CIC (Counter Intelligence Corps), aber auch der österreichischen und italienischen Geheimdienste. Der Aktenzugang in Italien ist traditionell besonders restriktiv (das gilt auch für historische Archive), und es gehört zu den Verdiensten Franceschinis, viele Lücken, etwa durch Prozessunterlagen, auszufüllen.

Südtirol avancierte nach 1945 zum Nazi-Schlupfloch Nummer eins. Viele Nazis und Faschisten tauchten hier unter oder erhielten neue Identitäten auf ihrem Weg nach Übersee. Dazu gehörten prominente Täter wie Adolf Eichmann, Franz Stangl, Otto Wächter und Josef Mengele, wie Forschungen der letzten Jahrzehnte im Detail

dokumentiert haben (Gerald STEINACHER, Nazis auf der Flucht. Wie Kriegsverbrecher über Italien nach Übersee entkamen, Frankfurt a. M. 2010). Das hatte eine Reihe von Gründen, nicht zuletzt den unklaren rechtlichen Status der Region und ihrer großteils deutschsprachigen Bewohner, die Nähe sowohl zu Deutschland als auch zu den Überseehäfen wie Genua. Den US-Nachrichtendiensten war dies damals nicht entgangen, hier setzt Francheschini an.

Einer ihrer Top-Agenten in Italien, Joseph Peter Luongo, zog von hier aus die Fäden zwischen 1945 und 1985, vier Jahrzehnte, die fast den ganzen Kalten Krieg umfassen. Luongos Biografie führt in die Welt der geheimen Krieger, die Italien mit allen Mitteln im westlichen Lager halten wollten. Bald nach Kriegsende fehlten den Amerikanern antikommunistische Fachleute, die CIA sollte erst ab 1947 Gestalt annehmen, und bei der Anheuerung von *Experten* griff man auch auf ehemalige Gegner zurück.

Eine zentrale Figur in Luongos Netzwerk mit dem Codenamen *Los Angeles* war Karl Hass. Hass, ein ehemaliger SS-Offizier in Rom, war an einem berüchtigten Kriegsverbrechen in Italien beteiligt: dem Massaker in den Ardeatinischen Höhlen (Fosse Ardeatine) bei Rom, wo 335 italienische Geiseln (darunter viele Juden) von der SS als *Vergeltung* ermordet wurden. Italienische Partisanen hatten einen Tag zuvor eine Einheit von Südtiroler Polizeisoldaten in der *Via Rasella* durch einen Bombenanschlag angegriffen, 33 Männer des *SS-Polizeiregiments Bozen* und zwei italienische Zivilisten starben. Hass tauchte mithilfe katholischer Geistlicher in Italien unter und letztlich bei Luongo wieder auf; sein Auftrag: nachrichtendienstliche Bekämpfung des Kommunismus in Italien. Franceschini unterstreicht, wie „[...] Südtirol in der Nachkriegszeit [einer] der Hotspots für die zentrale Operation der amerikanischen Nachrichtendienste ist: Die Anwerbung und Führung von ehemaligen Nazis mit Erfahrung im Nachrichtenwesen.“

Neben den Schlüsselfiguren Luongo und Hass gehörten auch einige lokale Informanten zu dem Spionagenetz, darunter der Bozner Franziskanerpater Franz Pobitzer, der einigen NS-Kriegsverbrechern im Zusammenspiel mit dem österreichischen Bischof Alois Hudal zur Flucht auf der *Rattenlinie* nach Übersee verhalf. Unter Pobitzers Schützlingen befand sich auch SS-Hauptsturmführer Erich Priebke, einer von Hass' einstigen Kollegen in Rom (siehe dazu: Gerald J. STEINACHER, Forgive and Forget. The Vatican and the Escape of Nazi War Criminals from Justice, in: S.I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. Documentation 9 [2022] 1, 2–28). Als Priebke 1994 in Argentinien aufgespürt und nach Italien ausgeliefert wurde, holte Luongo die Vergangenheit ein. Er verließ 1996 Bozen und kehrte für immer in die USA zurück.

Seit Jahrzehnten ranken sich Mythen um die Rolle der Geheimdienste in den Südtirol-Attentaten, die mit ihrem spektakulären Höhepunkt mit rund 50 Bombenexplosionen in der sogenannten *Feuernacht* vom 11./12. Juni 1961 auch international Aufmerksamkeit erregten. Damit wurden die lokalen Tiroler Akteure zwangsweise in die Konfrontation der Blöcke hineingezogen. Östliche Nachrichtendienste sahen im Südtirolkonflikt alsbald einen einfachen Weg, Konflikt und Gewalt in einem NATO-Land anzuheizen. Daneben schufen rechtsextreme Kreise in Verbindung mit hochrangigen italienischen Militärs und US-Geheimdiensten eine Atmosphäre der Angst in ganz Italien. Das Land wurde erschüttert durch Bombenanschläge wie etwa auf der *Piazza Fontana* in Mailand am 12. Dezember 1969, die 17 Menschen töteten. Die

Urheber dürften im rechtsextremen Lager zu suchen sein. Bis heute wurde aber niemand dafür gerichtlich verurteilt. Italien sollte destabilisiert werden; das angestrebte Ziel: eine autoritäre anti-kommunistische Militärregierung. Die Anschläge in und um Südtirol, vor allem der späten Jahre, muss man in diesem Zusammenhang sehen. Südtirol in den 1960er-Jahren wurde somit zur Trainingshalle für jene schmutzige Taktik, die unter dem Signum *strategia della tensione* (Strategie der Spannung) in Italien zur traurigen Berühmtheit gelangen sollte. Das Grenzland entwickelte sich so rasch zu einem Tummelplatz der Geheimdienste.

Die Gewaltspirale drehte sich immer schneller und es gab auch immer mehr Tote. Vor allem in den 1960er-Jahren bestimmten Bomben die Südtirolpolitik mit, wie der Anschlag auf der Porzescharte zeigt. Am 25. Juni 1967 werden vier italienische Soldaten durch Sprengstoff an der Grenze zwischen dem Bundesland Tirol (Osttirol) und der italienischen Provinz Belluno getötet. Die Verantwortlichkeiten sind in diesem Fall wie in manch anderen Fällen der Südtiroler Bombenjahre nicht eindeutig geklärt. Faktum ist, dass Italien drei Tage nach dem blutigen Vorfall sein Veto gegen die Aufnahme von Beitrittsverhandlungen Österreichs mit der damals noch EWG genannten Europäischen Union erhebt. Der Mord an Luis Amplatz, den Francheschini im Detail aufrollt, einem der charismatischen Führer im *Befreiungsausschuß Südtirol BAS*, ist offiziell ebenfalls nicht vollkommen geklärt. Doch sein Mörder dürfte im italienischen Geheimdienstauftrag gehandelt haben. Jedenfalls heizten diese Bluttaten die Stimmung weiter an. Gewalt und Anschläge gab es auch noch in den 1980er-Jahren, wobei die Geheimdienste oft massiv mitmischten. Doch mit dem Ende des Kalten Krieges wurde es auch um Südtirol geheimdienstlich ruhig.

Viele dieser Zusammenhänge sind nicht wirklich neu, aber Franceschini gelingt es, fesselnd erzählt, die Rolle der Geheimdienste in Südtirol im Gesamtkontext des Kalten Krieges und der italienischen Zeitgeschichte deutlich herauszustreichen.

GERALD J. STEINACHER, Lincoln/Nebraska

**Erbgesund und kinderreich. Südtiroler Umsiedlerfamilien im „Reichsgau Sudetenland“**, hg. von ELISABETH MALLEIER / GÜNTHER PALLAVER / MARGARETH LANZINGER, Raetia, Bozen 2021. ISBN 978-88-7283-799-3, 272 S., zahlr. Abb.

Es ist ein spannender Einblick in das Leben von Südtiroler Umsiedlerfamilien im *Reichsgau Sudetenland*, der sich bei der Lektüre des Sammelbandes von Elisabeth Malleier, Günther Pallaver und Margareth Lanzinger eröffnet. Der darin behandelte kolonialistisch-rassistische Umsiedlungsprozess stand im Zeichen des Eroberungskrieges des NS-Staates und bedingte nicht nur die Umsiedlung *Volksdeutscher* in neue Siedlungsgebiete, sondern gleichzeitig auch die Vertreibung und Enteignung anderer Bevölkerungsgruppen, im vorliegenden Fall der einheimischen tschechischen Bevölkerung. In einem transnationalen Zugang nimmt der Band sowohl die Lebensumstände der Südtiroler *Optant:innen* als auch die Konsequenzen der *Germanisierung* des Ostens für das Gebiet des *Reichsgaus Sudetenland* in den Blick.

Die Publikation ist in erster Linie von den Forschungsarbeiten Malleiers geprägt, die der Veröffentlichung Struktur und einen roten Faden geben. Zwischen ihren

Texten verorten die Beiträge ausgewiesener Expert:innen aus Deutschland, Italien, Österreich und der Tschechischen Republik die Forschungsergebnisse der Hauptautorin in einem breiteren Kontext. Die einzelnen Beiträge basieren auf langjähriger Auseinandersetzung mit den behandelten Themenfeldern und aussagekräftigem Quellenmaterial und arbeiten bemerkenswerte Aspekte des Umsiedlungsprozesses und der ihn begleitenden gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen heraus. So erfährt man beispielsweise von den der Umsiedlung vorangehenden *Besichtigungsreisen* der umsiedlungswilligen Südtiroler:innen oder von der Bedeutung der *deutschen* Familie im Rahmen der geplanten *Germanisierung* Osteuropas. Auch die bald einsetzende Ernüchterung bzw. Unzufriedenheit der Umgesiedelten und das damit verbundene Scheitern einer langfristigen *Germanisierung* der betroffenen Siedlungsgebiete wird sehr anschaulich behandelt. Der Band beinhaltet zudem einige aufschlussreiche Grafiken und Reproduktionen, wobei vor allem das abgedruckte Kartenmaterial gerade in Bezug auf die Bevölkerungsverteilung bzw. -entwicklung die schriftlichen Ausführungen trefflich ergänzt. Leider ist es teilweise sehr klein geraten, wodurch einzelne topographische Bezeichnungen oft nur mühsam zu entschlüsseln sind.

In ihrem ersten Beitrag thematisiert ELISABETH MALLEIER den Prozess der Umsiedlung der Südtiroler:innen im Kontext des *Germanisierungsprozesses*. Dabei geht sie auch auf die im Titel des Bandes bereits angedeutete Überhöhung der Bedeutung *volksdeutscher Siedlerfamilien* in der NS-Propaganda ein. GÜNTHER PALLAVER analysiert in der Folge die sogenannte Südtirol-Option im größeren Kontext *volksdeutscher* Umsiedlungsbestrebungen, wobei er – quellenreich untermauert – die zentrale These einer privilegierten Behandlung der Südtiroler:innen im Vergleich zu anderen deutschsprachigen Minderheiten formuliert. EVA HAHN und HANS HENNING HAHN konkretisieren die allgemeinen Überlegungen Pallavers am beispielhaften Vergleich der beiden deutschsprachigen Minderheiten in Südtirol und dem Sudetenland im langen 20. Jahrhundert.

Die beiden darauffolgenden Beiträge von VOLKER ZIMMERMANN und JÖRG OSTERLOH legen ihren Fokus auf das Zielgebiet der Umsiedlungen und beschäftigen sich mit den Vorbedingungen der Umsiedlung bzw. den allgemeinen Konsequenzen der nationalsozialistischen Herrschaft im *Reichsgau Sudetenland*. Zimmermann analysiert den *Mustergau* dabei kenntnisreich als ein „Laboratorium nationalsozialistischer Ordnungsvorstellungen“, während Osterloh in einer lesenswerten Abhandlung die wirtschaftlichen Konsequenzen von *Arisierungen* und *Germanisierungen* thematisiert. In zwei weiteren Beiträgen lenkt Malleier den Blick zurück auf das Kernthema des Bandes und rückt die Umsiedlerfamilien – auch anhand anschaulicher Fallbeispiele – und materielle Aspekte des Umsiedlungsprozesses in den Fokus.

Die beiden abschließenden Beiträge von BARBORA ŠTOLLEOVÁ und MILOŠ HOŘEJŠ bzw. der dritten Herausgeberin MARGARETH LANZINGER führen in ihrer inhaltlichen Ausrichtung mit einem Blick auf die NS-Landwirtschaftspolitik im *Protektorat Böhmen und Mähren* bzw. den bürokratischen Prozess der Vermögensverzeichnung im Zuge des Umsiedlungsprozesses vom roten Faden des Bandes etwas weg, liefern aber ebenfalls interessante Erkenntnisse.

Das Sammelwerk wird von vier Anhängen abgeschlossen, von denen drei historische Quellen wiedergeben, während der vierte die Ergebnisse einer Untersuchung über tschechoslowakische Todesopfer der deutschen Okkupation aus der Forschungs-

literatur zusammenfasst. Bei allen vier Anhängen handelt es sich um durchaus spannendes Material, allerdings bleibt man nach der Lektüre etwas ratlos zurück, da sie de facto nicht kontextualisiert oder querreferenziert sind.

Insgesamt muss festgestellt werden, dass dem Band sowohl eine sorgfältige Korrekturphase (es finden sich leider viele Tippfehler und andere Ungenauigkeiten) als auch eine inhaltliche Reflexion der beiden Herausgeberinnen und des Herausgebers gutgetan hätten. Was bei einer Publikation mit derartiger Fragestellung nämlich überrascht, ist die mangelnde Sensibilität im Umgang mit historisch belasteten bzw. umstrittenen geographischen bzw. geopolitischen Begrifflichkeiten. Das ist unter anderem mit Blick auf den Begriff *Südtirol* selbst festzustellen, der in vielen historischen Ausführungen im Band korrekterweise nur so und ohne italienischsprachige Ergänzung verwendet wird, andererseits auch an Stellen eingesetzt wird, in denen er in dieser Form verwundert. Ähnlich wenig treffsicher ist die Verwendung des Terminus *Deutsche* mit Blick auf die deutschsprachige Bevölkerung der Region südlich des Brenners (etwa S. 101), die zwar dem völkischen Verständnis von Nation in der Selbstwahrnehmung der handelnden Personen entsprochen haben mag, aber in einer solchen Publikation problematisiert werden sollte. Andere geographische Benennungen, wie *Österreich* Anfang der 1940er-Jahre (S. 206), sind historisch betrachtet schlicht falsch. Zudem ist es verwunderlich, dass Begrifflichkeiten aus der NS-Zeit wie *Anschluss* (beispielsweise S. 107), *Drittes Reich* (bspw. S. 8) oder *Ostmark* (bspw. S. 116) immer wieder ohne Anführungszeichen oder einer sonstigen Form der Problematisierung verwendet werden. Auch die Entscheidung, weitgehend nur die deutschsprachigen Ortsbezeichnungen von Brünn/Brno, Breslau/Wrocław, Iglau/Jihlava, Mährisch Weisskirchen/Hranice na Moravě etc. zu verwenden, ist bei einem Forschungsinteresse wie dem in diesem Band präsentierten durchaus zu hinterfragen.

So bleibt abschließend festzustellen, dass *Erbgesund und kinderreich* bemerkenswerte Einsichten in ein historisches Thema mit Auswirkungen bis in die Gegenwart ermöglicht, die Präsentation der Ergebnisse dieser Forschungen allerdings durch die unrisenen editorischen Schwachstellen etwas getrübt wird.

ROBERT OBERMAIR, Salzburg

RENATE MUMELTER / SIGLINDE CLEMENTI / KARL TRAGUST, **Die Landesmutter. Waltraud Gebert Deeg**, Raetia, Bozen 2021. ISBN 978-88-7283-682-8, 396 S., zahlr. Abb.

Der erste Blick auf diese relativ umfangreiche Publikation scheint eindeutig: Hier liegt die Biografie der deutschsprachigen Südtiroler SVP-Politikerin Waltraud Gebert Deeg vor. Das Titelbild zeigt ein Portrait der heute noch bekannten Hauptdarstellerin, als bodenständige Frau mit Blazer und Perlenkette in Schwarzweiß. Die Farbgebung lässt auf den historischen Aspekt dieser Lebensgeschichte schließen. Erst auf den zweiten Blick fallen die drei recht namhaften, aber auch unterschiedlichen Autor:innen auf: die Journalistin Renate Mumelter, die Historikerin Siglinde Clementi und der ehemalige Leiter der Abteilung Sozialwesen der Südtiroler Landes-

verwaltung Karl Tragust. Sie stehen für drei unterschiedliche Zugänge zur Lebensgeschichte von Waltraud Gebert Deeg. Gemeinsames Ziel der Publikation ist die Erweiterung der bisher männlich geprägten historischen Aufarbeitung der politischen Zeitgeschichte Südtirols durch eine Frauenbiografie: „Politiker der Südtiroler Volkspartei wie Silvius Magnago, Peter Brugger, Hans Dietl und jüngst Erich Ammon, aber auch Exponenten der Opposition wie Egmont Jenny, Gründer der Südtiroler Fortschrittspartei, oder der Grüne Alexander Langer wurden mit Biografien bedacht oder haben selbst Lebenserinnerungen veröffentlicht. Eine Beschäftigung mit dem Leben und Wirken der ersten deutschsprachigen Mandatarin im Landtag, die auch gleich zur Landesrätin gewählt wurde, fehlte bislang“ (S. 9), schreibt Thomas Kager von Raetia im Vorwort.

Waltraud Gebert wurde 1928 als ältestes von zehn Kindern in Blumau geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie zunächst in Prösels, dann in Dietenheim und Bruneck. Sie wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf, aber ihre Eltern legten Wert auf Bildung. So besuchte sie Anfang der 1940er-Jahre die Reichsschule für *volksdeutsche* Südtirolerinnen im damals nationalsozialistischen Achern im heutigen Baden-Württemberg und im Anschluss daran die Lehrerbildungsanstalt in Meran. In den darauffolgenden Jahren war sie als Lehrerin tätig. Als Mitte der 1950er-Jahre kurz nacheinander ihre Eltern starben, kümmerte sie sich neben ihrem Beruf und ihrem bereits damals aktiven Engagement beim Katholischen Verband der Werktätigen (KVW) um ihre zum Teil noch minderjährigen Geschwister.

Ihr Einsatz im KVW stand am Beginn ihrer politischen Laufbahn. So war sie seit 1956 Teil des Landesfrauenausschusses und ab 1958 bis zu ihrem Tod 1988 Landesleiterin der Frauen im KVW. In ihrer Position setzte sie sich auf katholisch-konservative Art und Weise für die Rechte der Frauen in Südtirol ein: für die Anerkennung der Frau in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter, ein partnerschaftliches Familienmodell im konservativen Sinn, Bildungsmöglichkeiten für Frauen vor allem im Care-Bereich und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (S. 50 ff.).

Der KVW war es auch, der Gebert als erste und damals auch einzige Frau für die SVP-Liste als Kandidatin für die Landtagswahl 1964 nominierte. Mit den viertmeisten Vorzugsstimmen innerhalb der SVP zogen sie und Lidia Menapace für die DC (Democrazia Cristiana) als erste Frauen in den Südtiroler Landtag ein – Menapace als Assessorin für Soziales und Gesundheit, Gebert als ihre Vertretung.

Als 1968 erneut Landtagswahlen anstanden, war Geberts Bekanntheitsgrad bereits deutlich gewachsen, auch aufgrund ihrer neuen Funktion innerhalb der SVP als Vorsitzende der SVP-Frauen, welche der damalige Landeshauptmann Silvius Magnago als Reaktion auf die gesellschaftlichen Veränderungen der Zeit gegründet hatte. Auch privat hatte sich einiges getan: 1966 hatte sie den in Stuttgart lebenden Diplomvolkswirt Siegfried Deeg geheiratet, aus Waltraud Gebert wurde damit Waltraud Gebert Deeg. 1972 kam ihre erste und einzige Tochter, ebenfalls Waltraud, zur Welt. Von nun an galt es für Gebert Deeg, Mutterschaft und Spitzenpolitik mehr oder weniger alleinerziehend zu vereinbaren. Ihr Ehemann lebte in Deutschland und besuchte meist nur an den Wochenenden die Familie.

1969 war sie ein zweites Mal als Ersatzassessorin für Gesundheit und Soziales, diesmal als Stimmenstärkste nach Magnago, in die Landesregierung eingezogen, was ihr höhere Sichtbarkeit und freie Hand in diesen Bereichen verschaffte. 1974 wurde Gebert Deeg schließlich Landesrätin für die Bereiche Soziales und Gesundheit.

Damals wurde allerdings noch nicht von Landesrätin, sondern in männlicher Form von Landesrat Waltraud Gebert Deeg gesprochen.

Bei den darauffolgenden Landtagswahlen 1978 war Südtirols politische Landschaft bunter geworden, die unter der Chiffre 1968 zusammengefassten alternativen Bewegungen waren nun auch hier angekommen: Unter den zur Wahl antretenden Parteien waren diesmal neben den herkömmlichen die SPS, die SFP, die PDU und die Neue Linke vertreten und SVP-intern traten erstmals die *Arbeitnehmer* als eigene Gruppierung an. Gebert Deeg behielt ihre Position als Landesrätin und konnte ihren Vorsprung als Stimmenstärkste nach Magnago noch ausbauen. Die darauffolgende Landtagsperiode wurde dann zum Wendepunkt ihres politischen Erfolges. In diesen Jahren wurde in ganz Italien die Sanitätsreform durchgeführt, die Umsetzung in Südtirol fiel in Gebert Deegs Bereich und löste viel Gegenwind und Unmut innerhalb der Bevölkerung aus. Die Landesrätin war mit Drohanrufen bis hin zu Morddrohungen konfrontiert, von ihren Parteikollegen erhielt sie wenig Rückhalt und ihre Popularität sank. Bei den darauffolgenden Landtagswahlen 1983 verlor sie deutlich an Stimmen und ihr wurde von ihrer Partei nur noch das repräsentative Amt der Landtagspräsidentin zugesprochen. *Repräsentation statt Macht* betitelt Mumelter das dementsprechende Kapitel.

In den darauffolgenden Jahren erkrankte die Politikerin schwer, war jedoch nahezu bis zu ihrem Tod am 31. Jänner 1988 voll und ganz im politischen Leben verankert.

In ihrer politischen Laufbahn gestaltete sie das konservative Spektrum der Südtiroler Sozialpolitik wesentlich und baute es aus. Institutionen wie die *Lebenshilfe*, das *Weißes Kreuz*, der *Katholische Familienverband*, *la strada – der Weg*, die *Krebshilfe* oder *Frauen helfen Frauen* wurden unter ihrer führenden Mitwirkung gegründet.

Im ersten Teil des Buches, *Politik und Leben. Der Landesrat mit der Perlenkette*, zeichnet die Journalistin Renate Mumelter den privaten und politischen Lebensweg Waltraud Gebert Deegs von der Geburt bis zum Begräbnis nach und liefert damit einen biografischen Zugang. Dieser Teil umfasst nahezu 200 Seiten. Versehen mit zahlreichen Bildern und Interviews mit Wegbegleiter:innen aus dem privaten und beruflichen Kontext Gebert Deegs, Zeitungsausschnitten ihrer politischen Erfolge bis hin zur Korrespondenz mit ihrem Ehemann liest sich dieser Teil fast wie eine gut gemachte TV-Dokumentation und bietet damit einen lebendigen Einblick in die Südtiroler Zeitgeschichte. Der journalistische Hintergrund der Autorin ist in diesem ersten Teil stark zu spüren, er ermöglicht einen umfassenden, teils fast emotionalen Bezug zur Hauptdarstellerin, aber auch Einblicke in die politische und alltägliche Geschichte Südtirols nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Ende der 1980er-Jahre. Der gesellschaftliche Wandel und die Ambivalenzen dieser Zeit, insbesondere in Hinsicht auf die Geschlechterverhältnisse, werden anhand der Biografie der katholisch-konservativen Politikerin besonders deutlich sichtbar.

Im zweiten Teil, *Frauen und Gesellschaft. Vom Wahlrecht zur Chancengleichheit*, zeichnet die Historikerin Siglinde Clementi die Entwicklungen von der Einführung des Frauenwahlrechts in Italien 1945/46 bis hin zur Einsetzung des Beirates für Chancengleichheit in Südtirol 1989 und der damit erfolgten Institutionalisierung von Chancengleichheit für Frauen auf Landesebene nach. Mit ihrem Beitrag beleuchtet sie das sich verändernde historische Umfeld mit Schwerpunkt auf den Wandel der Geschlechterverhältnisse und ordnet Gebert Deegs politisches Handeln zeithistorisch ein. Wissenschaftlich fundiert bietet sie einen Überblick über die Veränderungen

vom ersten Wahlgang der Frauen über den Einzug der ersten Frauen in die Politik bis hin zum Wertewandel und den damit einhergehenden Wandel der politischen Landschaft in den 1970er-Jahren. In dieser Zeit kamen Themen, die vor allem Frauen betrafen, wie Schwangerschaftsabbruch oder Gewalt gegen Frauen, nach und nach in die Öffentlichkeit und wurden dort auch debattiert. Die politische Landschaft war vielfältiger geworden. Feministinnen aus den neuen links-alternativen sozialen Bewegungen wie Andreina Emeri standen katholisch-konservativen Akteurinnen, zu denen Waltraud Gebert Deeg gehörte, gegenüber.

Im dritten Teil der Publikation, *Soziales und Gesundheit. Am Beginn der Südtiroler Wohlfahrt*, erörtert Karl Tragust die Rolle von Waltraud Gebert Deeg in dem sich damals ebenfalls sehr stark im Wandel befindenden Sozial- und Gesundheitssystem. Seit ihrer ersten aktiven Zeit in der Landesregierung 1964 bis zu ihrem Tod 1988 hatte sich der Bereich, für den sie zuständig war, das Sozial- und Gesundheitswesen in Südtirol, grundlegend von einem Sozialsystem, das aus einer Mischung aus Für- und Vorsorge getragen wurde, hin zu einem sozialstaatlichen Gesamtversicherungskonzept verändert. Gebert Deeg stand auch hier für einen christlich-sozialen Ansatz, den Grundsatz der Subsidiarität und ein Verständnis von Fürsorge als einem moralischen und ethischen Auftrag, das Helfen und das Mittragen waren grundlegende politische Prinzipien für Gebert Deeg (S. 265 und S. 355).

Die vorliegende Publikation ist in mehrfacher Hinsicht spannend. Der erste Teil des Buches ist für ein breites Publikum geschrieben. Der journalistische Stil, das viele Bildmaterial, die Berichte von Bekannten, Verwandten und politischen Wegbegleiter:innen, die Briefwechsel mit ihrem Ehemann lassen Waltraud Gebert Deeg und ihre Zeit wieder zum Leben erwachen. Dieser Teil zeigt die Höhen und Hürden, die Kämpfe und Erfolge, politisch und privat, der ersten deutschsprachigen Frau im Südtiroler Landtag auf. Er gibt zudem Einblicke in die Parteigeschichte der SVP und verdeutlicht, mit welchen Schwierigkeiten die ersten Politikerinnen im katholisch-konservativen Umfeld konfrontiert waren. Die anschaulichen Einblicke in das Privatleben Waltraud Gebert Deegs vom Aufwachsen in bescheidenen Verhältnissen über den frühen Tod ihrer Eltern, der Geburt ihrer Tochter, der Arbeits-Liebes-Beziehung mit ihrem Ehemann, von dessen Tod bis hin zu ihrer eigenen Krankheit befördern eine mit der Protagonistin sympathisierende Wahrnehmung. Eine historisch fundierte kritische Einordnung der politischen Person Gebert Deegs erfolgt im zweiten Teil des Buches durch Clementi. Sie verortet die Bedeutung Gebert Deegs sowohl in der Geschichte von Frauen in der Politik als auch in jener der Frauenpolitik Südtirols und gibt der Publikation damit den historischen Rahmen. Die Position Waltraud Gebert Deegs als langjährige Landesrätin und Ersatzlandesrätin für Gesundheit und Soziales erörtert Karl Tragust und bietet dabei einen spannenden Überblick über die Entwicklung des Sozialsystems in Südtirol. Das Buch beleuchtet aus drei unterschiedlichen Perspektiven die Lebensgeschichte der ersten deutschsprachigen Landtagsabgeordneten Südtirols. Es gibt lebendige Einblicke in die jüngere Zeitgeschichte. Die Publikation leistet einen Beitrag hin zu einer facettenreicheren politischen Geschichte Südtirols. Für die Frauen- und Geschlechtergeschichte ist sie relevant, da hier die katholisch-konservative Dimension der 1970er-Jahre anhand einer Politikerinnenbiografie anschaulich dargestellt wird.

**Die Österreichische Akademie der Wissenschaften 1847–2022. Eine neue Akademieggeschichte**, 3 Bände, hg. von JOHANNES FEICHTINGER / BRIGITTE MAZOHL, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2022. ISBN 978-3-7001-9051-6, 680 + 653 + 512 S., zahlr. Abb.

Das monumentale Werk, Jubiläumsgabe zum 175. Jahr des Bestehens der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW), wird von deren Schirmherrn, dem österreichischen Bundespräsidenten, einbegleitet. Sein Gegenstand sind Geschichte und gegenwärtige Struktur der größten außeruniversitären Trägerin für Grundlagenforschung. Es ist in elf Hauptteile gegliedert, die insgesamt 30 Kapitel von unterschiedlicher Länge enthalten, größtenteils verfasst von jeweils zwei bis vier mit großem Können und immensem Fleiß arbeitenden Autor:innen, insgesamt 18 (Akademieangehörige und andere). Sie haben sich (seit 2014) so konsequent ans gemeinsame Konzept gehalten, dass dem Werk monographische Geschlossenheit zu bescheinigen ist. Die einzelnen Kapitel sind eine gelungene Verbindung von Narration und Analyse, ergänzt durch klug und mit Geschmack gewählte Bilder. Ein jedes endet mit einem Resümee, das die auf vielen Fallbeispielen beruhenden Ausführungen zusammenfasst. So werden Leser:innen mit allgemeinem Interesse gleichermaßen bedient wie jene, die nach Details fragen. Die Wahl der Letzteren ist dem Prinzip geschuldet, nicht, wie Richard Meister 1947 zur Hundertjahrfeier, eine reine Institutionengeschichte zu bieten, sondern, in Anlehnung an die internationale Akademieforschung, die allgemeine Forschungspraxis im Wandel mitzudenken und die Akademieggeschichte in einem größeren Rahmen zu sehen. Sieben Hauptteile stellen diese chronologisch dar (Band 1–2), vier systematisch (Band 3). Jeder Band endet mit einem reichen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Index der Personen und Sachen.

Der Umfang, insgesamt über 1.800 Seiten, verbietet ein Verweilen bei einzelnen Kapiteln. Aber schon die Grobgliederung sagt viel. Am Beginn stehen knapp hundert Seiten über die Gründung (1847), einschließlich einer Rückblende auf die Zeit vor derselben. In diesen tiefeschürfenden Ausführungen wird das Bemühen um wissenschaftliche Erkenntnis in den politischen und geistigen Rahmen des Heiligen Römischen Reichs gestellt, aus dem Österreich seit 1648 allmählich herauswuchs. Als diese Entwicklung den Zenit erreicht hatte, 1804, waren auch die Voraussetzungen geschaffen, dass – langsam – ein Referenzrahmen entstehen konnte, innerhalb dessen die dem Thema bis zum heutigen Tag innewohnende Spannung zwischen Wissenschaft, Staat und Gesellschaft ausgetragen wurde. Denn der Akademieggedanke ist seinem Wesen nach das Ergebnis der Suche nach geglückter Kooperation von Theorie und Praxis. Daher hatte er in einer Zeit, in der wissenschaftliche Einrichtungen auch als Faktor politischer Integration bzw. Identitätsstiftung galten, im Prinzip gute Chancen. Dass die Gründung gleichwohl mühsam war, zeigt ein Versuch von 1837, der wohl deshalb scheiterte, weil das Pendel zwischen Staat und Gesellschaft zu sehr nach der letzteren Seite ausgeschlagen hätte. Bei der Gründung 1847 kamen daher verstärkt obrigkeitsstaatliche Motive ins Spiel. Unter den ersten Publikationen scheinen bedeutende Zeugnisse historischer Forschung auf. Die Gründung selbst war überschattet vom Revolutionsgeschehen des Jahres 1848. In der Person des Hauptakteurs, Joseph von Hammer-Purgstall, verdichtet sich ein Kernthema der Zeit, die Zensur. Dass der Freiherr – im Gegensatz zu anderen Mitgliedern – zu keinerlei Kompromissen bereit war, dürfte gleichermaßen zu seinem Rücktritt bereits 1849

geführt haben wie sein allgemeiner Einsatz für die Freiheit von staatlichem Zugriff. Vielleicht wurde ihm aber auch das Grundprinzip, das ihn in allem leitete, zum Verhängnis, nämlich dass Arbeiten wichtiger sei als Reden über Strukturen.

Der mit *Aufbruch* überschriebene Abschnitt ist der an Seiten umfangreichste des gesamten Werks: Sechs Kapitel sind der Zeit bis 1914 gewidmet, in der der Gründungsauftrag in wachsender Intensität umgesetzt wurde. Die Darstellung verbindet Chronologie mit grundsätzlichen Überlegungen: die allmähliche Überwindung der anfänglichen Dominanz des Staates durch Zuwendungen von Seiten Privater, die ein freies Forschen ermöglichten, der exklusive Qualitätsanspruch im Gegensatz zum eher inklusiven der bürgerlichen Vereine und die Gründung erster Kommissionen, auch solcher, die für Historiker von Interesse sind. Die gezielte Durchführung von Expeditionen, anfänglich innerhalb der Monarchie, dann auch in Süd- und Nordeuropa, schließlich in Asien, Afrika und Amerika, die die Habsburgermonarchie als Kulturgroßmacht darstellten, verschaffte der Akademie internationale Wahrnehmung. Ab 1870 ist, teilweise getragen von Großprojekten wie dem *Thesaurus linguae latinae*, eine verstärkte internationale Zusammenarbeit zu vermerken, vornehmlich mit Deutschland, die neue Forschungsfelder etablierte. Die Dominanz des Deutschen war auch innerhalb der Monarchie ausgeprägt. Ende des 19. Jahrhunderts kam es zu einer Änderung der wissenschaftlichen Methode: An die Seite der bisherigen Sammlungsforschung trat die Experimentalforschung; einen ersten Höhepunkt stellte die Gründung des Instituts für Radiumforschung 1910 dar, des weltweit ersten seiner Art. Es wurde zum Vorbild für eine entsprechende Einrichtung in Paris, wo Marie Curie ihre bahnbrechenden Leistungen erbringen konnte. Die großzügige Zuwendung eines Wiener Eisenfabrikanten 1895 machte umfassende Eigenforschungsprojekte möglich. Unter den Highlights der philosophisch-historischen Klasse seien archäologische Grabungen in Ephesus genannt, die als Pendant zu den Forschungen der Deutschen in Troja und Pergamon gelten können. Die Historiker:innen zehren noch heute von der Arbeit an den Nuntiaturreportagen, am Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer oder der Edition der wissenschaftlichen Bibliothekskataloge des Mittelalters. Alles in allem bewirkten diese Entwicklungen aber eine relative Dominanz der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, mit einem Schwerpunkt im Bereich der Physik. Der Abschnitt endet mit einer kritischen Rückschau auf die seit 1872 im 25-jährigen Rhythmus gefeierten Akademie-Jubiläen.

Es folgt ein kürzerer, mit *Krise* überschriebener Hauptteil, der die Jahre des Ersten Weltkriegs und die Zwischenkriegszeit abdeckt. Damals verlagerte sich der geographische Schwerpunkt der Forschung auf den Balkan, wobei eine enge Kooperation mit den Militärbehörden feststellbar ist. Inhaltlich kamen verstärkt kriegsrelevante Disziplinen zum Zuge, außerdem, angeregt durch die Vielzahl gefangener Soldaten, die Anthropologie, leider mit wenig Sinn für ihre ethischen Implikationen. Die politische Neuordnung des Jahres 1919 bescherte der Akademie 1922 ein neues Statut, das ihr weitreichende Autonomie gegenüber dem Staat sicherte, mithin dem Wesen einer Gelehrtenengesellschaft sogar besser entsprach als das bisherige. Der Name wurde geändert in *Akademie der Wissenschaften in Wien*. Im Übrigen überwogen in der Zeit bis zum *Anschluss* an das Deutsche Reich die Elemente der Kontinuität, bis hin zur Pflege des habsburgischen Erbes, die jedoch mit einer zunehmenden Ausrichtung an Deutschland vereinbar war. Zwar begegnet mitunter der Terminus *Ständestaat-Diktatur*, doch das Wort *konservativ* als Umschreibung für die Forschungs-

methoden wird korrekt verwendet. Auch auf die Person des Präsidenten Oswald Redlich könnte man es wohl beziehen, desgleichen auf weitere prominente Mitglieder, die, wiewohl im Grunde unpolitisch, auch in den vorberatenden Organen des Ständestaates tätig waren, Viktor Franz Hess und Richard Meister. Die wirtschaftliche Enge bewirkte in der Forschung ein Eindringen in Tiefenstrukturen anstelle breit angelegter Projekte.

Der fünfte Hauptabschnitt, fünf Kapitel *Niedergang*, ist mit 261 Seiten absolut der zweitlängste im gesamten Werk, gemessen an der Kürze des Zeitraums, der durch ihn abgedeckt wird, nämlich 1938 bis in die ersten Nachkriegsjahre, relativ der mit Abstand längste. Es ist auch jener, der seine Verfasser:innen vor die größten Herausforderungen gestellt hat, denn der immense politische Druck, dem die Wissenschaftler:innen ausgesetzt waren, machte die Klugheit für diese zur höchsten Tugend. Nicht wenige versuchten sich durch Willfährigkeit die nötigen Handlungsspielräume zu sichern, allein dies gelang nicht. Vielmehr scheint der nicht im *Altreich* gelegenen Akademie besonderes Augenmerk geschenkt worden zu sein; ihre 1938 adaptierte, dem Führerprinzip verpflichtete, durchgängig politisierte Satzung wurde zum Vorbild für andere. Prominente Mitglieder traten aus bzw. wurden ausgeschlossen, Forschungseinrichtungen gingen verloren, die Autonomie wurde zunehmend beschnitten. Schwierig bleibt die Beurteilung des neuen Präsidenten, Heinrich von Srbik, der als Historiker eine gesamtdeutsche Auffassung vertrat. Dass solches Denken nicht mit deutschnationalem gleichzusetzen ist, sollte klarer gesagt werden, umso mehr, als er sich 1940 um eine Änderung der Satzung bemühte, sich in einer 1941 entstandenen Polemik um die Verleihung des Grillparzer-Preises an Max Mell, die in Berlin nicht erwünscht war, auf dessen Seite stellte und später in seinen *Erinnerungen* ein Zeugnis objektiver Bedrohung vorlegte. Hart auch das Urteil über Otto Brunner, das übersieht, dass dieser als Historiker eine Lanze für politische Muster gebrochen hatte, die dem NS-System diametral entgegengesetzt sind. Problematisch ist es, Forschungsthemen, die für den Nationalsozialismus von Interesse waren, wie beispielsweise die Dialektforschung, total für das System zu vereinnahmen – so wie nicht jede Forschung, die zur Zeit des Nationalsozialismus getätigt wurde, schon per se „NS-Forschung“ sein muss, nur weil einzelne Personen sie als solche betrieben. Stellvertretend für viele Forscher:innen, die sich ihrer Arbeitsmöglichkeiten nicht ganz begeben wollten, sei Leo Santifaller genannt, der gleich nach dem Krieg, als die Alliierten der Akademie – seit 1947 hieß sie ÖAW – wieder die Freiheit gewährt hatten, für wichtige Projekte zur Stelle war. Richard Meisters Grundsatz, bei der sogenannten Entnazifizierung differenziert vorzugehen, ist im Licht des Faktums zu sehen, dass dieser Akademiepräsident als Pädagoge ein Konzept vertrat, das der NS-Ideologie in keiner Weise entsprach.

Der daran anschließende sechste Hauptteil *Selbsterneuerung* ist chronologisch sowohl mit dem vorhergehenden als auch mit dem folgenden verzahnt. Die Rede ist von einem erneuerten Mitgliederstand, von einem Österreichschwerpunkt in der Forschung (der anfänglich auch wieder die Geschichtswissenschaft reüssieren ließ) und von neuerlicher internationaler Anbindung. Versuche staatlicher Wissenschaftslenkung konnten abgewehrt werden, stattdessen reifte auch auf politischer Seite die Erkenntnis, dass Wissenschaft eine wichtige Produktivkraft ist. Akademieintern hatte dies eine Anpassung des Selbstverständnisses an neue Paradigmen notwendig gemacht (mehrere Institutsgründungen). In der Zeit des Kalten Krieges bewährte

sich die ÖAW als Brückenbauer zwischen den Blöcken; auch hierzu leisteten die Historiker:innen den nicht unwichtigsten Beitrag.

Gleichwohl dominieren in der *Gegenwart*, so die Überschrift des weit ausholenden, stark deskriptiven siebten Hauptteils, Disziplinen, die eine unmittelbarere praktische Umsetzung zulassen. Eine Kontinuitätslinie ist die nach wie vor einzigartige Autonomie von Staat und Politik. Strukturell wurde der Akademie durch die 2011 vollzogene Trennung zwischen Gelehrtenengesellschaft und Forschungsträger und durch die Verlagerung zahlreicher Kompetenzen von den Mitgliedern zum Präsidium aber doch ein Zugeständnis an den Zeitgeist abgerungen, dessen Tragweite noch nicht beurteilbar ist. Jedenfalls ist Wachsamkeit geboten.

Der systematische Teil beginnt mit Fallbeispielen aus dem Bereich Umweltforschung, ein für evidenzbasierte Politikberatung besonders lohnendes Thema. Es steht im größeren Kontext der Nachhaltigkeit, die heute als „Querschnittsmaterie für die gesamte ÖAW“ (III, S. 59) gilt. Es folgt eine umfangreiche Abhandlung zum Thema *Frauen Geschichte*, die nicht von feministisch-emanzipatorischem Geist, sondern vom Bemühen um differenzierte Sichtweisen getragen ist. Das Interesse gilt nicht nur den Mitgliedern, sondern auch den in den Kommissionen und an den Instituten in verschiedenen Funktionen tätigen Frauen. Unter den frühesten weiblichen Mitgliedern dominierten Ausnahmeerscheinungen im Fach Physik (1948 Lise Meitner, 1973 Berta Karlik). Die nicht unwichtigste Erkenntnis hierbei: Sie und viele andere, auch noch in späteren Jahren, identifizierten sich nicht mit sogenannter Frauenpolitik. Seit den späteren siebziger Jahren etablierte sich sodann im Sog allgemeiner Entwicklungen eine gezielte Genderforschung. Von hohem kulturgeschichtlichem Wert sind die einem Kunsthistoriker anvertrauten Ausführungen über das Akademiegebäude, errichtet an einem seit jeher der akademischen Begegnung gewidmeten Ort und künstlerisch gezielt auf seinen Zweck abgestimmt. Kaum minder aussagekräftig eine detaillierte Baubeschreibung: die in Farbe abgebildeten Büsten und Stelen in der Aula des Hauptgebäudes werden zu einer Art Akademiegeschichte im Bild. Die Vorstellung der Akademiegebäude außerhalb Wiens rekapituliert die Geschichte des Wachstums der Gelehrtenengesellschaft und deren Metamorphosen im Lauf der Zeit, wo immer möglich einem Konzept verpflichtet, das sich im heute geläufigen Begriff *Campus* verdichtet. Der elfte Hauptteil dient der Dokumentation: Als Zimelien unter den *Ausgewählten Quellen zur Akademiegeschichte* seien die Aufnahme von Charles Darwin (1871) und das Gesuch um Pechblende von Marie und Pierre Curie (1898) genannt; aber auch die Maßnahmen zur Eindämmung von COVID-19 (2020) werden so zum Teil der Akademiegeschichte. Es folgen eine sehr nützliche Übersicht über die Forschungseinrichtungen der ÖAW, in der sämtliche in der Darstellung erwähnten Einrichtungen mit Eckdaten aufgelistet werden, und eine nach Sachbereichen geordnete Auflistung der einzelnen Institute mit Nennung von deren Leiter:innen (Stand: 31. Januar 2022) und der wissenschaftlichen Kommissionen, gegliedert in Gesamtakademie und die beiden Klassen. Abgesehen von ihrem Wert zum Nachschlagen veranschaulichen diese Übersichten eindrucksvoll die Breite der Disziplinen, die durch die Akademie abgedeckt sind. Abgerundet werden die prosopographischen Daten durch eine tabellarische Auflistung der Akademiepräsidien, jeweils mit Angabe von Präsident, Vizepräsident, Generalsekretär und Sekretär, samt Zuordnung der Personen zu den beiden Klassen, und eine alphabetische Liste der noch lebenden wirklichen Mitglieder (Stand: 1. März 2022). Ein weiteres Kapitel erläutert neu

entwickelte digitale Auswertungsmöglichkeiten solcher Daten, alles unter dem Titel einer noch jungen Disziplin, Digital Humanities. Am Ende steht eine *Chronologie 1847–2011*, die Auflistung nach Jahren geordneter und innerhalb der Jahre einem bestimmten Tag zugeordneter Ereignisse aus der Akademiegeschichte, teilweise im Telegrammstil, die auf die in den analytisch-darstellenden Teilen erwähnten Fakten Bezug nimmt, durchsetzt mit aufschlussreichem, ästhetisch ansprechendem Bildmaterial. Ein zwölfter Block, rund 50 Seiten, enthält diverse Verzeichnisse.

Das Werk ist ein eindrucksvolles Plädoyer für die Wertschätzung wissenschaftlicher Forschung. Es beweist, dass diese fernab von staatlicher Lenkung hervorragend gedeihen kann – und trotzdem von höchster Relevanz für die Menschheit ist. So gesehen ist die ÖAW der Modellfall für das ideale Verhältnis von Staat und Gesellschaft.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

**Kindheitsgeschichten. Storie d’infanzia**, hg. von ULRICH LEITNER / ANNEMARIE AUGSCHÖLL-BLASBICHLER, innsbruck university press, Innsbruck 2022. ISBN 978-3-99106-062-8, 336 S.

Der vorliegende Band stellt 42 Kindheitserinnerungen in deutscher, italienischer und ladinischer Sprache in den Mittelpunkt, die von Personen stammen, die im Zeitraum ab den 1890er-Jahren bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in verschiedenen Teilen Süd-, Nord- und Osttirols aufgewachsen sind. Im Titel der Einleitung *Kindheit und Kindheitsgeschichte(n)* verweist die In-Klammer-Setzung des *n* auf die Einordnung der verschriftlichten Interviews und auto-/biografischen Aufzeichnungen in die komplexen regionalgeschichtlichen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts. Die drei knappen Einleitungstexte in deutscher und italienischer Sprache, die durchaus etwas ausführlicher sein könnten, stammen von Ulrich Leitner, Annemarie Augschöll-Blasbichler und Quinto Antonelli. Letzterer war langjähriger Leiter des trentinischen *Archivio della scrittura popolare*, das mit einer umfassenden Sammlung von Egodokumenten, ähnlich der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen in Wien, Menschen sichtbar macht, deren Leben lange nicht als *geschichtswürdig* galt. Diesen Anspruch erfüllt auch diese Publikation, deren biografische Einblicke überwiegend von Interviews stammen, die im Rahmen von Lehrveranstaltungen an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Freien Universität Bozen und dem Institut für Erziehungswissenschaften an der Universität Innsbruck entstanden sind. Die Offenlegung der Entstehungszusammenhänge dieser Interviews zeugt vom achtsamen Umgang mit dem Material. Die Behutsamkeit und der Respekt mit den Interviewpartnerinnen und -partnern wird in den verschriftlichten Texten deutlich, in denen facettenreiche Beschreibungen und Deutungen von Erlebtem Anteilnahme erzeugen, ohne Voyeurismus zu befördern. Nach welchen Kriterien die Aufzeichnungen und Interviews zur Veröffentlichung ausgewählt wurden, bleibt unklar. Die Anordnung erfolgt nach Geburtsjahren, wobei 33 der 42 Geschichten von Menschen stammen, die vor 1945 geboren wurden. 28 Frauen und 16 Männer geben Einblicke in ihre Vergangenheit und wie sie diese retrospektiv einordnen und bewerten. Eine weitere Gewichtung sind die vielfachen Bezüge zum Sozialisationsmilieu Bauernhof.

Die schriftlichen Erinnerungen aus dem *Archivio della scrittura popolare* werden mit einem Schema von fünf Schlagworten eingeleitet: dem Geburtsjahr mit Informationen zum Ort der Geburt, sozialer Herkunft und Position in der Geschwisterfolge, je einem Schlaglicht auf Mutter und Vater sowie Schulbildung und weiteren Lebenslauf. Die Einleitungen der aufbereiteten Interviews sind oft ähnlich aufgebaut, doch ohne diese fixe Struktur. Die Auswahl individualbiografischer Themen für den Überblick hat den Vorteil der Hervorhebung gewisser prägender Erfahrungen, doch erschwert sie in der Lektüre das Herstellen von Bezügen. Gemeinsam ist allen Beiträgen ein einführendes Zitat aus der jeweiligen lebensgeschichtlichen Erzählung. Nach dem Eingangszitat und den Eckpunkten werden die Lesenden von den Erinnerungen in den Bann gezogen. Gemeinsam ist vielen Beiträgen die starke Bezugnahme auf die Geschwister und wie diese sich in der Familie positionierten. Besonders ausführlich stellt Maria (\* 1954) dahingehende Überlegungen an: „Mir ist gar nichts anderes übrig geblieben außer brav sein. Weil alle anderen Rollen waren vergeben“ (S. 290). Die Schule und der teilweise beschwerliche Schulweg stellen in den Erinnerungen wiederholt eine willkommene Abwechslung zum früh von Arbeit geprägten Leben dar. Lehrpersonen, darunter speziell der Pfarrer, werden häufig als streng beschrieben, auch von körperlicher Misshandlung durch Schläge wird berichtet. Inner- und außerhalb der Schule strukturierten Gebete und Messbesuche den Alltag. Der Schulweg nimmt einen prominenten Platz in den Erzählungen zum Leben als Schülerin und Schüler ein. Dort wird gestritten, Streit geschlichtet, es werden kleine Häuschen gebaut und im Winter wird der Weg in manchen Fällen mit der Rodel zurückgelegt.

Prägnant sind Verweise auf die Praxis des *Othering* im schulischen Kontext, dabei speziell Erfahrungen der Ausgrenzung, die in Südtiroler Schulen in Folge der Machtübernahme des faschistischen Regimes 1922 auf der Tagesordnung standen. Die Sehnsüchte nach Inklusion in Aktivitäten der faschistischen Schule klingen bei Klara (\* 1927) und Nedda (\* 1927) nach, ebenso werden Strategien der Erwachsenen angesprochen, die darum bemüht waren, der Italianisierung mit den sogenannten deutschsprachigen Katakombenschulen und Schulbesuchsbefreiungen entgegenzuwirken. Die Selbstthematisierungen enthalten oft den Hinweis auf die kollektive Geschichte einer Generation, in der Armut, Verlust und Verzicht als *Schicksal* eingeordnet werden, wie bei Albert (\* 1940), der feststellt: „Ich habe gute Bauern erwischt, wo ich gearbeitet habe, und auch schlechtere, das hat das Schicksal entschieden.“ Nedda (\* 1927) hebt den schonungslosen und ständigen Zugriff auf die Arbeitskraft der Kinder hervor, die, sobald sie aufrecht stehen konnten, von früh bis spät zur Arbeit eingeteilt wurden: „appena riuscivano a stare in piedi anche i bambini dovevano contribuire a quel lavoro collettivo che si accendeva al mattino presto e si spegneva con le ombre della notte“ (S. 135). Dementsprechend beschreibt Anton (\* 1939), wie er, seine Schwester und einige Cousins vom Großvater an einem Hochsommertag aus dem Kindergarten geholt wurden, um bei der Heuernte zu helfen. Eine kollektive Erinnerung derjenigen, deren Kindheit vom Zweiten Weltkrieg geprägt war, war die Ankunft der Amerikaner und die Kaugummis, die diese verschenkten. Zuwendung in Form von Lob, Gesten und Geschenken werden auch in anderen Erinnerungen als wertvoll hervorgehoben, wie bei Valeria (\* 1915), die von häufigen Übernachtungen bei ihrer *Nonna* berichtet, die ihr, wenn sie vor dem Schlafengehen hungrig war, eine Tasse Gerstenkaffee und ein Stück Brot gab.

Der Band *Kindheitsgeschichten | Storie d'infanzia* bietet speziell für Forscherinnen und Forscher, die sich mit der Geschichte der Kindheit und der historischen Bildungsforschung beschäftigen, wertvolle Einblicke in die Erinnerungen an die Erfahrungswelt von Mädchen und Buben und deren retrospektive Beurteilung auf dem Gebiet des historischen Tirol. Die Leserschaft des Bandes sollte allerdings weit über akademische Kreise hinausgehen. Einige Beiträge enthalten Abbildungen von Schulzeugnissen und Fotografien, auf denen Familienmitglieder, Schulräume, Gruppenfotos oder Ereignisse, wie die Erstkommunion, zu sehen sind. Der Anhang enthält eine Landkarte mit den Orten der Erzählungen, eine Liste der Autorinnen und Autoren und ein Ortsregister. Ein abschließendes Fazit mit einer Einbettung in aktuelle Debatten der mit dem Band verknüpften Forschungsrichtungen hätte die Lektüre bereichert, ein Ansinnen das vielleicht in kommenden Projekten, die hoffentlich aus der Kollaboration von Annemarie Augschöll-Blasbichler und Ulrich Leitner entstehen werden, Umsetzung findet.

Abschließend kann die Lektüre der Publikation Geschichtsinteressierten jeden Alters nur empfohlen werden. Darin einzutauchen ist eine große Bereicherung, egal ob die Geschichten einzeln nacheinander gelesen werden, oder der Band spontan aufgeschlagen wird, um einer Lebensspur zu folgen.

WALTRAUD SCHÜTZ, Wien

ULRIKE LOCH / ELVISA IMŠIROVIĆ / JUDITH ARZTMANN / INGRID LIPPITZ, **Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl. Gewalt an Kindern und Jugendlichen in heilpädagogischen Institutionen der Jugendwohlfahrt und des Gesundheitswesens in Kärnten zwischen 1950 und 2000**, StudienVerlag, Innsbruck 2022. ISBN 978-3-7065-4605-8, 390 S., 17 Abb.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hörten Kärntner Kinder gelegentlich von ihren Eltern: „Wenn du schlimm bist, kommst du zum Wurst“ (S. 351). Gemeint war der Heilpädagoge und Schüler von Hans Asperger, Franz Wurst (1920–2008), der von 1968 bis 1985 die Heilpädagogische Abteilung des Landeskrankenhauses Klagenfurt leitete. Nicht der Norm entsprechend wahrgenommene Kinder und Jugendliche wurden über Jahrzehnte von Ärzt:innen, Behörden, Lehrkräften, Psycholog:innen und Eltern zur heilpädagogischen Begutachtung in Wursts Klinik gebracht. Seine dortigen Untersuchungen der Kinder sowie diejenigen im Landesjugendheim *Rosental* in Görttschach, in das die Kinder aufgrund seiner Gutachten oftmals für Jahre fremdplatziert wurden, beschränkten sich jedoch nicht auf medizinische Interessen. 2002 wurde Wurst aufgrund der während solcher *Untersuchungen* zwischen 1968 und 1999 verübten sexualisierten Gewalt an Kindern sowie des von ihm in Auftrag gegebenen Mordes an seiner Frau, Hilde Wurst, zu 17 Jahren Gefängnis verurteilt (S. 29).

Die Causa Wurst brach erneut das Schweigen zahlreicher Männer und Frauen, die in ihrer Kindheit und Jugend sexualisierte Gewalt in den Kärntener Wohlfahrtsinstitutionen erlitten. Wurst war jedoch nicht der einzige Täter. Bis im Herbst 2021 hat die eingerichtete Opferschutzstelle des Landes Kärnten 450 Meldungen wegen erlittener Gewalt verzeichnet (S. 30). Diese Akten der Opferschutzstelle sind der

Ausgangspunkt der vorliegenden Studie *Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl* des Teams um Ulrike Loch. Es handelt sich um den Ergebnisband des von der Kärntner Kinder- und Jugendanwaltschaft initiierten Forschungsprojekts *Gewalt an Kindern und Jugendlichen in Institutionen*. Loch und ihre Mitarbeiterinnen fragten nach den Strukturen, die „jahrzehntelange Gewalt an Kindern und Jugendlichen im Landesjugendheim Rosental und in der Heilpädagogischen Abteilung des Landeskrankenhauses“ ermöglichten und berücksichtigten dabei ebenso das damals kursierende heilpädagogische Wissen und die korrespondierenden Stellenbesetzungen an den Universitäten Wien und Klagenfurt (S. 39). Die qualitativ-sozialwissenschaftlich angelegte Studie untersuchte 26 Akten der Opferschutzstelle *en detail*, ergänzt mit Patient:innenakten der Heilpädagogischen Abteilung, den Strafakten des Verfahrens gegen Wurst und weiteren Archivalien der Landesverwaltung und der Alpen-Adria Universität Klagenfurt. Zusätzlich wurden 90 offene Leitfadenterviews durchgeführt, die meisten davon mit Fachkräften aus den jeweiligen Institutionen, in denen Wurst tätig war, aber auch mit Personen aus der Wissenschaft sowie mit 13 ehemals von sexualisierter Gewalt Betroffenen. Obschon es sich nicht um eine primär historisch ausgerichtete Studie handelt, reiht sie sich in die spätestens seit 2010 intensiviertere, international oftmals von staatlichen Akteuren beauftragte Forschung zur Untersuchung von Gewalt an Kindern, Jugendlichen, aber auch Erwachsenen durch staatliche, private wie kirchliche Institutionen im 20. Jahrhundert ein. Für Österreich ergänzt sie bestehende regionalhistorische Analysen, die sich der Systematik, Tragweite und dem Ausmaß der Praxis der Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen in Anstalten gewidmet haben (zu Tirol etwa Michaela RALSER et al., *Heimkindheiten*, Innsbruck 2017; Elisabeth DIETRICH-DAUM, *Über die Grenze in die Psychiatrie*, Innsbruck 2018).

Grob lässt sich die Studie in drei Schwerpunkte gliedern. Im ersten Teil werden die theoretischen Prämissen, aber auch die wissenschaftlichen Karrieren der heilpädagogischen Promotoren dargelegt und mit den personellen Verflechtungen der beiden im Zentrum stehenden Institutionen – dem Landesjugendheim *Rosental* und der Heilpädagogischen Abteilung des Landeskrankenhauses Klagenfurt – sowie dem Wohlfahrtswesen näher beleuchtet (Kap. 2–5). Im zweiten Teil bieten vier auf Fallakten und Interviews basierende, mikrologisch dicht beschriebene Betroffenenberichte Einblicke in das Ausmaß und die Ausweglosigkeit für diejenigen, die in dieses System gerieten (Kap. 6–9). Im abschließenden Teil wird auf einer analytischen Ebene nach der Mechanik des Kärntner Systems der strukturellen Gewaltermöglichkeit gegen Kinder und Jugendliche gefragt, wobei Erving Goffmans Konzept der „totalen Institution“ äußerst überzeugend zur Deutung herangezogen wird (Kap. 10–12).

Der sorgfältig ausgearbeitete Ergebnisband verdeutlicht, wie sich in Kärnten ab den 1960er-Jahren im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialwesen ein nahezu geschlossenes institutionelles Netzwerk – das weit in die Verwaltung, Wissenschaft und Politik reichte – für die *Behandlung* von in Not geratenen oder sonst irgendwie auffällig gewordenen Kindern und Jugendlichen etablierte, das sich an einer für damalige Verhältnisse rückwärtsgewandten erbbiologisch-medizinisch orientierten Heilpädagogik ausrichtete. Ohne je eine spezifische Methode zu entwickeln, beschränkte sich deren *Behandlung* auf Isolation, Injektionen, Stromkuren, die Verabreichung von Medikamenten und die Durchsetzung von Trinkverboten bei Bettnässern (S. 143–147). Die

Studie bündelt derart bittere Befunde dieser Praxis, dass die Autorinnen gar mehrfach die Leserschaft vor emotional äußerst heiklen Passagen vorwarnen (z. B. S. 263). Dies hat seine Gründe. Loch und ihr Team zeigen unter anderem, wie unter dem Emblem der Wissenschaft mit routinemäßigen *Untersuchen* der Geschlechtsteile die Grenzen zwischen medizinischen Notwendigkeiten und sexualisierter Gewalt rasch diffus wurden. Wurst ließ Jungen des Nachts vom Personal aufwecken und zu angeblichen *Untersuchungen* in seinen berüchtigten „Dozentenraum“ (S. 51) führen, über den er im Landesjugendheim *Rosental* verfügte. Reagierten die Kinder dann heftig auf die erlebte sexualisierte Gewalt, die bis zur Vergewaltigung der Jungen reichte, wurden sie nicht selten „niedergespritzt“ (S. 274) oder Wurst verordnete eine Woche sedierte „Schlafkur“ (S. 130). Die Fachkräfte im Landesjugendheim brachten die Kinder jedoch nicht bloß zu den nächtlichen *Untersuchungen*, sondern auch spätabends zu wartenden Limousinen, die die Kinder unter anderem zu „von Franz Wurst organisierten *Sexpartys*“ in seine Villa (S. 229) brachten, wo sie von fremden Männern sexualisierte Gewalt erfuhren und erst frühmorgens wieder zurückgebracht wurden (S. 225–227). Damit sind bloß einige der in der Studie ausgeführten Beispiele genannt, die zumindest eine Ahnung des Ausmaßes der Gewalt vermitteln. Den Kindern und Jugendlichen war ein Ausbrechen aus diesen Situationen kaum möglich. Diejenigen, die damals den Mut aufbrachten, Psycholog:innen, Eltern, Ärzt:innen oder – als sie sich auf der Flucht aus diesen Anstalten befanden – der Polizei von den Vergewaltigungen zu erzählen, mussten erleben, dass man ihnen nicht nur keinen Glauben schenkte, sondern sie für ihre Aussagen schlug und sie so rasch wie möglich wieder zu den Tätern in die Institution zurückbrachte (z. B. S. 229). So gelingt es den Autorinnen, die unheilvolle Verstrickung dieser jahrzehntelangen sexualisierten Gewalt in den Institutionen der Heilpädagogik mit der „gesellschaftliche[n] Akzeptanz von Gewalt, Entwürdigung und Ausgrenzung“ (S. 350) und der damit verbundenen Taubheit gegenüber den Stimmen pathologisierter, ausgegrenzter Minderjähriger deutlich zu machen.

Methodisch bleibt zu vermuten, dass mit einer verstärkten historischen Einbettung die Spezifik des Kärntner Falls gar weiter geschärft werden könnte. Die Macht von Gutachten bei der Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen, die Aberkennung der Erziehungsfähigkeit der Eltern oder die mehrfach von den Autorinnen monierte Orientierung an einer „Pathologisierung von Kindern und Jugendlichen“ (z. B. S. 99) war damals nämlich kaum ein Spezifikum der Kärntner Heilpädagogik und besteht in gewissen Formen bis heute. Wie jedoch Wurst und sein Umfeld im „Namen von Wissenschaft und Kindeswohl“ mit solchen Pathologisierungen gezielt die Glaubwürdigkeit der Betroffenen untergruben und diese in diffuse Abhängigkeitsverhältnisse brachten für die sexualisierte Ausbeutung, zeigt – ähnlich wie bei der Odenwaldschule in Deutschland, auf die die Autorinnen ebenfalls hinweisen (S. 262) – die Gefahren einer die Praxis nicht hinterfragenden Rhetorik des Helfens, die sich von Loyalitäten und der Verehrung sich gottähnlich gebarender Männer speiste. Die Studie von Loch und ihrem Team leistet zweifellos einen wichtigen Beitrag, um Klarheit in diese dahinterliegende Systematik der Ermöglichung von sexualisierter Gewalt zu bringen und das vorgefallene Unrecht zu benennen. Dass die Lektüre folglich emotional schwerfällt, lässt sich kaum vermeiden.